Nr. 41 — Leipzig, den 12. Oktober — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels 7 — Wie werde ich des Glaubens gewiß? 2. Die Aufgabe der Theologie — Bilder aus der Kirche der Wüste 2 — Unentbehrliche Helfer bei der Heidenmission — Drei Monate Fabrikarbeiter und Wandergeselle: 2. Mein Weg — Vom sechsundzwanzigsten Kongreß für innere Mission — Aus England: Canon Liddon †; Newmanismus und Manningismus — Verschiedenes: Totenliste; Rohheiten vom Karl Peters-Kommers — Zur Besprechung eingesandte Bücher — Anzeigen

Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels

7. Sacharja Kapitel 4, 1—14

Da weckte mich der Engel, der mit mir redete, wieder auf, wie jemanden, der aus seinem Schlafe aufgeweckt wird; und als er zu mir sprach: Was siehst du? sagte ich: Was ich sehe, ist ein Leuchter, ganz von Gold, oben an ihm ist ein Oelbehälter, und seine sieben Lampen sind an ihm, sowie sieben Gießrohre für die Lampen, die sich oben rings an ihm befinden. Und zwei Oelbäume überragen ihn, einer zur Rechten des Oelbehälters und einer zu dessen Linken.

Als ich an den Engel, der mit mir redete, folgende Worte richtete: Was hat dies zu bedeuten, mein Herr? entgegnete mir der Engel, der mit mir redete: Weißt du wirklich nicht, was dies bedeutet? Und als ich sagte: Nein, mein Herr!, nahm er das Wort und sprach zu mir: Das ist das Wort Jehovas an Serubbabel; es besagt: Nicht durch Macht, noch durch Gewalt, sondern allein durch meinen Geist hat Jehova der Heerscharen gesprochen. Wer bist du doch, du großer Berg vor Serubbabel? Zur Ebene sollst du werden! Daß er den Stein in die Höhe hinaushebe unter den Jubelrufen: Heil, Heil ihm!

Darauf wurde folgendes Wort Jehovas an mich gerichtet: Die Hände Serubbabels haben zu diesem Hause den Grund gelegt, seine Hände werden es auch vollenden, auf daß du erkennest, daß Jehova der Heerscharen mich zu euch gesandt hat. Denn wer darf den Tag kleiner Anfänge verachten, wo mit Freuden diese sieben, das sind die Augen Jehovas, die die ganze Erde überblicken, auf das Bleilot in der Hand Serubbabels sehen?

Da richtete ich die Frage an ihn: Was haben die beiden Oelbäume zur Rechten und zur Linken des Leuchters zu bedeuten? Und ich richtete zum zweitenmal eine Frage an ihn: Was haben die beiden an den Oelbäumen befindlichen Büschel zu bedeuten, die in die zwei goldenen Trichter herabhängen, welche das goldene Oel von oben herunter gleiten lassen? Da antwortete er mir: Weißt du wirklich nicht, was diese bedeuten? Und als ich sprach: Nein, mein Herr!, sagte er: Das sind die beiden Gesalbten, die als Diener vor dem Gebieter der ganzen Erde stehen.

Hat das vorangehende vierte Gesicht (Kapitel 3) sich vornehmlich mit Josua, dem geistlichen Führer des Volkes, beschäftigt, so ist die Hauptperson des vorliegenden fünften Gesichtes das weltliche Oberhaupt der Gemeinde, der Statthalter Serubbabel. Ihm gilt in erster Linie, was die Vision kundzuthun hat, wie der Begleiterengel des Propheten in Vers 6 ausdrücklich selber erklärt: Das ist das Wort Jehovas an Serubbabel. Aber noch weiter als bloß durch diese deutliche Gegenüberstellung des geistlichen und des weltlichen Oberhauptes der Gemeinde bezeugt sich die enge Zusammengehörigkeit der beiden Gesichte. Denn auch hier handelt es sich wieder um die Wegräumung und Ueberwindung von Hindernissen, die der herrlichen Ausgestaltung der Gemeinde und des Tempels entgegenstanden, und endlich ist durch die letzten Worte (Vers 14), welche Josua und Serubbabel als die beiden Gesalbten in gleiche Linie stellen, der Zusammenschluß dieses Gesichtepaares ebenso vollzogen, wie in Kapitel 2 die Verse 10—17 beide vorangehenden Gesichte im Auge behielten.

Wenn auch die Bedenken, die aus dem Verhalten gegenüber Jehova besonders wegen der Mißachtung und Vernachlässigung des Gottesdienstes erwachsen waren, von Jehova zum Schweigen gebracht waren, so blieben die Schwierigkeiten noch bestehen, die von seiten der Welt dem Tempelbau und somit der an diesem hängenden herrlichen Zukunft drohten und die darum den weltlichen Führer der Gemeinde in erster Linie angingen. Diese Schwierigkeiten waren der große Berg vor Serubbabel, von dem der Prophet spricht. Aus Esra Kapitel 5 und 6 wissen wir, was damit gemeint ist. Tattenai, der persische Statthalter der Satrapie, die das im Westen des Euphrat gelegene Gebiet umfaßte, und zu der auch Juda gehörte, machte in den Tagen, als der Tempelbau im Gange war, in Jerusalem einen Besuch und verlangte zu wissen, wer die Vollmacht zum Tempelbau erteilt habe. Die Gemeinde berief sich auf einen Erlaß des Königs Cyrus aus dem ersten Jahre seiner Regierung. Tattenai verbot den Weiterbau am Tempel nicht, erstattete aber Bericht an den König.

So befand man sich doch in der Gefahr, daß der König den Erlaß des Cyrus widerrufen und die Errichtung des Tempels verbieten konnte. Serubbabel mußte nach allen Mitteln ausschauen, um diesen Ausgang zu vermeiden. Sollte er, so mußte er sich fragen, auf eigne Kraft bauen und sich zu einem trotzigen Widerstande auf alle Fälle rüsten? Oder sollte er am Ende, wie in der Gemeinde sich verzagte Stimmen laut werden ließen, den Tempelbau einstellen, da doch der so überaus geringe Anfang nicht große Hoffnung erwecken konnte?

Zudem war man, wenn am Ende auch diese große Schwierigkeit gehoben wurde, noch nicht über alle Berge. Die Völkerschaften in der Nähe Jerusalems konnten nur mit Neid auf das Emporkommen der Juden schauen, zahlreiche Reibereien mit ihnen standen in Aussicht. Sollte da Serubbabel nicht seine eignen Hilfsmittel zur Verteidigung instandstellen und zur Hebung aller Schwierigkeiten auf seine Faust sich verlassen? Oder, da er diese für zu schwach ansehen mußte, auf allen Widerstand verzichten und alle Mühe zur Beförderung des Tempelbaus und zur Hebung der Gemeinde sich ersparen? Solche Erwägungen und Befürchtungen drängten sich Serubbabel und seinen Untergebenen auf.

Aber auch diesen Schwierigkeiten ist der Glaube des Propheten gewachsen, und auch ihnen gegenüber fehlt es ihm nicht an Mut und Rat. Er, dem nach Gottes Offenbarung zu Mute ist, wie einem aus dem Schlafe aufgeweckten, dem also vorher, wie einem Schlafenden, das Sehen versagt war, der aber jetzt klar und deutlich sieht, kennt die Macht, die auch diese Berge versetzt, und weiß, auf welche Art und Weise sie den Sieg gewinnt. Dies stellt sich uns in seinem Gesichte und in dem beigegebenen erklärenden Worte dar.

Sacharja schaut nämlich einen goldenen Leuchter mit

sieben Lampen, die rings im Kreise den oben am Ständer angebrachten und durch einzelne Röhren mit ihnen in Verbindung stehenden Oelbehälter umgeben. In dem Oelbehälter stecken zwei goldne Trichter, die das goldgelbe Oel auffangen und weiterleiten, das von den in die Trichter hinabhängenden Büscheln zweier danebenstehenden Oelbäume heruntertrieft.

So braucht es keine besondre Anstrengung, kein außerordentliches Eingreifen, um die Lampen des Leuchters mit dem nötigen Oel zu versehen und die Lichter hell zu erhalten. Wie ganz von selber fließt ihnen immerfort geräuschlos und ohne fremde Hilfe das frische Oel zu. Die Leuchtkraft wird herrlich und ungestört bleiben, wo auf solche Weise gleichsam von innen heraus die reichliche Zufuhr der besten Nahrung erfolgt.

Der Leuchter ist das Bild der jüdischen Gemeinde, wie in der frühern Vision der Stein, dem Jehova selber die rechte Gestalt giebt. Sieben Lampen sind es, um durch die heilige Zahl anzudeuten, daß sicher einst Jerusalem und das Volk in vollkommenem herrlichem Glanze strahlen werden, wie ja auch jene sieben Augen, die auf dem Steine ruhen, die vollkommene Weisheit und Fürsorge Gottes versinnbildlichen wollten. Israels Glanz wird hell leuchten und durchdringen, wie das Licht eines siebenarmigen Leuchters.

Noch näher erklärt der Prophet die Bedeutung seines Gesichtes in den beigefügten Worten, die ihm der Begleiterengel mitteilt. Nicht durch Macht, noch durch Gewalt, sondern durch meinen Geist, hat Jehova der Heerscharen gesprochen, wird dieses herrliche Bild der Gemeinde verwirklicht werden; Gottes Geist und nicht irgend welche Gewalt und Macht, die anzurufen und bei der Hilfe zu suchen wäre, wird das Werk herrlich zum Ziele hinausführen. Die erste Bedingung dazu, die Vollendung des Tempels, wird erfüllt werden; alle Hindernisse, die im Wege stehen, müssen zur Ebene werden auf Gottes Befehl und durch seine Fügung. Gott selber leitet alles; nur durch seinen Geist soll sich Serubbabel führen und nicht etwa zu Versuchen, Gewalt anzuwenden, sich treiben lassen. Was die früheren Propheten so oft den Königen und den Großen zuriefen, nicht das Vertrauen zu setzen auf die Rosse Aegyptens und die Hilfe Assurs, nicht sich eigne löchrichte Zisternen, die kein Wasser führen, zu graben und die sanft fließenden Wasser Siloahs, d. h. Jehova, zu verachten, sondern stille zu sein und auf Jehova zu hoffen, das spricht auch Sacharja in diesen Worten aus: nicht durch Macht, noch durch Gewalt, sondern durch den Geist Gottes kommt das Heil in allen Schwierigkeiten und durch alle Gefahren hindurch.

Von diesem Geiste geleitet wird Serubbabel ohne Hindernis sein Werk fortsetzen, den Bau des Tempels in die Höhe führen und den letzten Stein unter den freudigen Zurufen des zuschauenden Volkes emporheben und einfügen können. Jehova versichert ausdrücklich, daß Serubbabels Hände, die den Grundstein zum Tempel gelegt haben, auch den Bau vollenden sollen, und die Gemeinde wird in dieser Wegräumung aller Gefahren und in der ununterbrochenen Durchführung Jehovas That erkennen müssen (Vers 9).

Ist aber auf Gottes Geist zu sehen, ist der Tempelbau sein Werk, dann ist jede Mutlosigkeit auch im Hinblick auf die geringen Anfänge des Baues übel am Platze, denn sie ist ein Mangel an rechtem Vertrauen auf Gott, der Mittel genug besitzt, dem Tempel die Pracht zu geben, daß er in herrlichem Lichte dastehe und daß sich zeige, wie auch hier aus dem Kleinen Großes entstanden ist (vgl. auch Haggai 2, 1—9). Darum wer darf den Tag kleiner Anfänge verachten, wo Gottes Augen, die die ganze Welt überblicken und jede Gefahr erkennen und abwenden, die Bauthätigkeit Serubbabels, die Handhabung des Senkbleis, mit Wohlgefallen ansehen und für den glücklichen Fortgang der Arbeit sorgen?

In den letzten Versen des Kapitels läßt sich der Prophet noch die Bedeutung der beiden Oelbäume, insbesondre der an ihnen befindlichen beiden Büschel erklären, die dem Leuchter das Oel zuführen. Sie stellen die beiden Gesalbten dar, die als Diener vor Gott, dem Gebieter der ganzen Erde, stehen. Gemeint ist niemand anders als Josua, der Hohepriester, und

Serubbabel, der Statthalter, die gegenwärtigen Vertreter der geistlichen und der weltlichen Obrigkeit in Israel. Sie hatten die eine Aufgabe, stetsfort den rechten Geist Gottes der Gemeinde einzuflößen und in ihr wach zu erhalten; die beiden werden es auch dazu bringen, daß die herrliche Zukunft sich einstellt und Israel ein Licht ist, das in unauslöschlichem prächtigen Glanze leuchtet. —

Der große Berg ist vor Serubbabel zur Ebene geworden. Der Erlaß des Königs Cyrus wurde in Ekbatana gefunden, und Darius, weit entfernt davon, ihn zu widerrufen, erneuerte die Vollmacht zum Tempelbau unter Hinzufügung neuer Vergünstigungen. Serubbabels Hände durften auch den Tempelbau vollenden. Nach einer Arbeit von $4^1/_2$ Jahren konnte der letzte Stein dem Gebäude eingefügt und das Gotteshaus feierlich eingeweiht werden (Esra 6, 15—18). Die Verherrlichung aber, die der Geist Gottes zustande bringt, ist weit später erfolgt, als das wahrhaftige Licht der Welt vollkommen in Jesus Christus erschien.

Die Juden der Gemeinde vergaßen nämlich gar bald die Mahnung Sacharjas, daß das Geheimnis allen Erfolges und Glückes darin liegt, sich von Gottes Geist erfüllen zu lassen; sie suchten wieder das Heil bei den eignen Mitteln, entweder durch Vernachlässigung Gottes sich selbst das Glück zu schaffen, oder denn mit eigner Kraft sich vor Gott wohlgefällig zu machen. Umsomehr haben wir des Propheten Wort zu beachten, um nicht in die Fehler der Juden zu verfallen, nachdem uns der leuchtendste Beweis dafür, daß nur durch Gottes Geist und nicht durch weltliche Gewalt und menschliche Macht das Heil kommt, in dem Wirken Jesu Christi und in der Ausbreitung des christlichen Glaubens gegeben ist.

Auch jetzt soll bei Ausbreitung des Christentums in der Christenheit und in der Heidenwelt aller Zwang, alle Anwendung von Gewalt vermieden und überall reichlich der Geist Gottes dargeboten werden, der allein das wahre Heil schafft. Es wäre gut, wenn alle Tage auch den Baumeistern der christlichen Gemeinde zugerufen würde: Nicht durch Gewalt, nicht durch Macht, sondern nur durch den Geist Gottes! Nicht Gewaltmaßregeln und neue Verordnungen helfen, nicht ein Zwang irgend welcher Art, sondern die reichliche Darbietung des Evangeliums und die ungehinderte und unaufhörliche Einflößung seines erneuernden und lebendigmachenden Geistes. Das soll der eine Sinn sein, in dem alle weltlichen und geistlichen Führer wetteifern, die Gemeinden und das Volk mit diesem Geiste zu beleben. Dann werden die großen Berge, die Besorgnis erregend sich auftürmen, zur Ebene, wenn in immer mehr Gliedern unsrer Gesellschaft das Feuer des heiligen Geistes brennt, der ein Geist ist der Kraft, der Liebe und der Zucht. Auch der einzelne hat diesem Geiste Gottes als dem alleinkräftigen Mittel sich zu öffnen, denn dieser Geist hält den Glauben aufrecht, der Berge versetzt, der Unglück und Uebel umwandelt, daß sie zu unsrer Förderung, zu unserm Besten dienen müssen. „Es gilt, selbst wider die ganze Welt für das schlichte Evangelium zu streiten."

Niemand darf dabei verzagen und meinen, wenn er allein anfange, so komme solch ein Anfang nicht in Betracht. Wer darf den Tag geringer Anfänge verachten? Im Kleinen liegt das Große, im Senfkorn die große Pflanze. Ists nur ein Anfang, auf dem Gottes Wohlgefallen ruhen kann, ein gutes Samenkorn, es wächst und gedeiht, und Gott weiß es zu bewahren und zu kräftigen. Es ist doch auch aus jenen geringen Anfängen des neuen Tempels und der jüdischen Gemeinde das Große hervorgegangen, das der Prophet schaute und das nun als die wahrhaftige Verwirklichung jenes siebenarmigen Leuchters vor uns steht. Denn noch ehe der Tempel in Trümmer sank, und das Volk der Juden gänzlich zerstreut wurde, ist der erschienen, der, ein König und Hoherpriester, einen Tempel Gottes auf Erden erbaute, in welchem Gottes Geist wohnte. Und wo des Herrn Geist ist, da ist Freiheit, auch Freiheit von aller Angst und Furcht der Welt. K M

Wie werde ich des Glaubens gewiß?

2. Die Aufgabe der Theologie

„Wie werde ich meines Glaubens gewiß?" Die Gemeinde muß sich diese Frage stellen; die Gemeinde muß sich auch Antwort auf diese Frage geben. Die Gemeinde in denen ihrer Glieder, die sich berufsmäßig mit der wissenschaftlichen Begründung und Erkenntnis des Glaubens beschäftigen, das sind die Theologen, die Geistlichen und die akademischen Lehrer. Die Theologie hat also in engster Fühlung mit der Gemeinde zu stehen, von ihr empfängt sie ihre Aufgaben, ihr muß sie mit ihrer Arbeit dienen. Eine Theologie, die auf die Fragen keine Rücksicht nimmt, welche die Gemeinde bewegen, eine Theologie, die in vornehmer Wissenschaftlichkeit sich schämt, Dienerin der Gemeinde zu sein, und glaubt, nur sich selbst ihre Fragen stellen zu können, wird zu einer Wissenschaft über das Christentum werden — was dabei heraus kommt, bleibe dahingestellt —, aber sie ist nicht Theologie. Das Lebensrecht der Theologie ruht in der Gemeinde. Daraus folgt, daß der Theologe eben als Glied der Gemeinde seine Wissenschaft treiben muß. Wir fordern vom Geistlichen, daß er als Diener der Gemeinde selbst von der befreienden Macht und dem Segen des Glaubens etwas erfahren hat, soll er nicht ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sein; aber dasselbe ist vom akademischen Theologen zu fordern. Er muß wissen, was der Glaube ist, und das weiß einer nur aus Erfahrung. Ein Theolog, der mit keinem andern, als dem gelehrten Interesse auf das Christentum blickt, der vermeintlich in der hochgepriesenen Objektivität sich bewegt, mag geistreiche Gedanken über das Christentum äußern, aber indem er nichts vom Glauben weiß, weiß er auch nichts von dem Leben der Gemeinde, wird er von ihr nicht getragen und kann ihre Bedürfnisse nicht verstehen.

Von dem Theologen erwarten wir, daß er nicht nur die Geschichte der christlichen Gemeinde kennt, sondern daß er die Sache der christlichen Gemeinde zu der seinigen macht. Er soll in besondrer Weise das thun, was die christliche Gemeinde durch ihr ganzes Leben thun soll, das Christentum als eine lebendige Macht in der Welt bethätigen. Wir Theologen erfüllen diese Christenpflicht, indem wir in unsrer wissenschaftlichen Arbeit die Ueberzeugungen des christlichen Glaubens vertreten. Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß wir selbst von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugt sind..... Wir stehen unserm Gegenstande nicht frei gegenüber, sondern wir wollen durch ihn im Innersten bestimmt sein. Deshalb würden wir uns selbst aufzugeben meinen, wenn wir einräumen wollten, daß die Vorstellung von ihm so grenzenlos wandelbar sei, wie es die Wissenschaft sonst bei jedem Dinge zugesteht. Will man der Theologie den Charakter der Wissenschaft absprechen, so müssen wir uns das gefallen lassen. Daß wir nicht in den Kreis der Wissenschaft gehören, welche, ohne durch persönliche Ueberzeugung bestimmt zu sein, das nachweisbar Wirkliche erkennt, das wissen wir selbst.

Dies sind Aeußerungen — leicht ließen sie sich vermehren — aus der Feder eines akademischen Theologen, der unsern Lesern nicht unbekannt ist, der aber verdient, ihnen noch näher bekannt zu werden, des Professors **Wilhelm Herrmann** in Marburg. Unser Wunsch, diese Bekanntschaft zu vermitteln, war der Anlaß dieser Zeilen. Wenn wir aber in unsern Ausführungen vor allem die Grundgedanken von Herrmanns Theologie wiedergeben wollen, so ist sie doch nicht für alles hier Ausgeführte verantwortlich zu machen. Es ist unvermeidlich, teils durch eigne Gedanken Herrmanns Gedanken einzuführen und verständlich zu machen, teils Gedankengänge einzuschlagen, die Herrmann selbst nicht verfolgt hat, zu denen er aber anregt. Der Kundige wird die Grenze finden, wo wir Herrmanns Gebiet verlassen, dem Laien aber werden diese Artikel deshalb um so weniger die eigne Lektüre von Herrmanns Schriften ersparen können. Im Gegenteil hoffen wir, daß die eingestreuten Zitate daraus die Lust, sie selbst kennen zu lernen, rege machen werden.*) Allerdings dürfte das Studium der beiden ersten unten angeführten Schriften dem Nichttheologen kaum eine Freude sein. Selbst Fachgenossen haben mit Recht geklagt, daß die Schwerfälligkeit der Schulsprache den Genuß der scharfen Gedanken arg beeinträchtige. Aber Herrmann hat es gelernt, immer mehr für ein größeres Publikum zu schreiben. Und so bitten wir auch das Lob, das wir Herrmann als Schriftsteller zollen, nicht auf seine ersten Veröffentlichungen mit zu beziehen; von seinen Vorträgen und Reden gilt es sicher, vor allem aber von seinem „Verkehr des Christen mit Gott," einem Buche, das als ein Erbauungsbuch im besten Sinne des Wortes gelten kann. Gerade dies Buch wünschen wir in recht vieler Laien Hände. Es ist zugleich eine vorzügliche Einführung in Luthers echt reformatorische Gedanken, und man fühlt es dem Schriftsteller ab, welche herzliche Freude, ja welcher Gewissenstrost es ihm ist, sich im Einklang mit unserm Reformator zu wissen.

Ein begabter Schriftsteller ist Herrmann. Die Frische, die Klarheit, die Entschiedenheit und Wärme seiner Schriften hat etwas Hinreißendes und Packendes. Geradezu ein triumphirender Ton geht durch diese scheinbar trockenen theologischen Erörterungen. Es ist, als wanderte man in einen hellen, frischen Morgen hinein; freilich der Wind weht oft scharf und schneidend und manches harte Wort trifft den Gegner, das auch der Leser als Wunde empfindet; dennoch söhnt man sich mit dem edlen Streiter rasch wieder aus. Mag er irren, es ist ihm doch allein um die Wahrheit des Evangeliums und um den Dienst an der Gemeinde zu thun. Und diese Art Theologie zu treiben läßt auch den Laien Anteil nehmen an der theologischen Erörterung. Eins noch sei besonders hervorgehoben, und darin finde ich einen Beweis, daß im wesentlichen Herrmanns Gedanken die richtigen sein müssen: ein und dieselbe Sache, nämlich seinen Glaubensbegriff, versteht er in immer neuem Lichte, in immer neuer überraschender Weise darzustellen. Es bekundet sich darin nicht etwa bloß eine hohe schriftstellerische Gewandtheit, sondern es zeigt sich, daß die Gegner vollständig im Unrecht sind, wenn sie Herrmanns Glaubensgedanken „dürftig und trocken" nennen. Im Gegenteil! Man fühlt, wie unendlich fruchtbar das Feld ist, das Herrmann bebaut; welche Fülle von neuen, entwicklungsfähigen Gedanken sich für alle Beziehungen ergiebt und wie selbst die theologische Arbeit dadurch eine nicht geringe Befruchtung erfahren hat und erfahren wird. Herrmann wird dieses Verdienst nicht sich, sondern seinem Lehrer Albrecht Ritschl zuschreiben. Aber nicht allein, daß Herrmann in geschicktester Weise die schweren Barren Ritschls in umgängliche Münze umzuprägen verstanden hat, er hat auch in selbständiger und geistvoller Weise auf Ritschls Grund weiter gebaut.

Wenn unsre gesamte gegenwärtige Theologie um die Antwort auf die Frage nach der Glaubensgewißheit ringt, so gebührt doch Herrmann der Ruhm, mit besondrer Klarheit diese Frage gestellt und mit außerordentlicher Geistesschärfe ihrer Lösung nachgegangen zu sein. Er thut das freilich im entschiednen Gegensatz gegen die bisher übliche Theologie, und zwar wirft er der sogenannten Orthodoxie eine unerträgliche Halbheit und Mangel an Glaubensmut, der sogenannten liberalen Theologie Mangel an Verständnis des Christentums vor; aber alle seine Gegner müssen ihm einräumen, daß nicht etwa persönliche Eitelkeit oder Rechthaberei seine Feder oft in so scharfe Tinte getaucht hat, sondern ihm brennt die Verkennung unsers Evangeliums, namentlich von seiten unsrer Gebildeten, auf der Seele; er setzt seine ganze reiche Geisteskraft daran, den Glauben in seinem tiefsten Wesen zu beschreiben und in seiner Einzigartigkeit zu erfassen, zugleich aber dem Suchenden zum Finden zu verhelfen.

Die Theologie hat gegenwärtig die Aufgabe, die Erlösung, welche das Christentum den Menschen bringt, verständlicher zu machen, als dies in der bisherigen Theologie geschehen ist. Den Menschen, welche in einem klaren Bewußtsein von ihrer sittlichen Not stehen und über den Unfrieden derselben hinaus möchten, kann es nicht mehr genügen, wenn ihnen zwar von den Bedingungen der Erlösung wunderbare Dinge erzählt werden, aber die innere Erlösung eines friedelosen Ge-

*) Herrmanns Schriften sind folgende: Die Metaphysik in der Theologie. Halle, 1876. Die Religion im Verhältnis zum Welterkennen und zur Sittlichkeit. Halle, 1879. Die Bedeutung der Inspirationslehre für die evangelische Kirche. Vortrag. Halle, 1882. Warum bedarf unser Glaube geschichtlicher Thatsachen? Rede. Halle, 1884. Der Verkehr des Christen mit Gott. Im Anschluß an Luther dargestellt. Stuttgart, 1886. Der Begriff der Offenbarung. In den Vorträgen der theologischen Konferenz. Gießen 1887. Die Gewißheit des Glaubens und die Freiheit der Theologie. Zweite Auflage. Freiburg i. B., 1889. Der evangelische Glaube und die Theologie Albrecht Ritschls. Rektoratsrede. Marburg, 1890.

mütes, wie sie zugehe, im Dunkel gelassen wird. „Von Christus geht ein Lebensgeist aus, der heilige Geist muß es ausrichten“ — das ist ja richtig; aber es heißt, den Menschen, die nach Brot verlangen, einen Stein geben, wenn man ihnen diese Dinge, die wahrlich nur für den tief erfahrenen Gläubigen einen Sinn haben können, an den Kopf wirft. (Gewißheit des Glaubens, Seite 9.)

Wir klagen darüber, daß in den Kreisen akademischer Bildung die Unkenntnis und Nichtachtung des Christentums geradezu die Regel ist. Aber es wäre doch ungerecht, zu meinen, daß deshalb in denselben Kreisen auch ein gänzlicher Mangel an sittlichem Ernst die Regel sei. Auf jeden Fall wird man daselbst zu dem Grundsatz erzogen, daß die Erkenntnis der Wahrheit ein hohes Gut sei, für das man willig Opfer bringen müsse. Je ernster man es aber mit diesem Grundsatz nimmt, desto weniger kann man vor einem Christentum Respekt haben, das durch die Schuld seiner Vertreter in den Ruf gekommen ist, daß ihm die Erkenntnis der Wahrheit unbequem sei. Die Sache Christi kann auch diese Schmach tragen. Wir selbst dagegen bereiten uns unüberwindliche Hindernisse, wenn wir den Schein auf uns laden, daß wir uns um die Wahrheit herumdrücken. (Ebenda, S. 13.)

Wer jene ersten Zitate aus Herrmann mit diesen zusammenhält, der wird also weder zu fürchten haben, daß Herrmann nach rationalistischer Methode das Christentum der sogenannten Wissenschaft opfern werde, noch, daß er in den katholischen Fehler der Forderung eines sacrificio dell’ intelletto geraten und dem Menschen eine Zumutung machen werde, die gegen sein Gewissen geht. Das vielmehr ist gerade für Herrmann die Aufgabe der Theologie, die sie im Namen der Gemeinde zu erfüllen hat, daß sie das gute Recht des Glaubens erweist, indem sie auf den Grund des Glaubens zurückführt, indem sie, was die Gemeinde längst und immer wieder erlebte, nämlich den Prozeß, wie es zum Glauben kommt, bis zum ersten Anfang zurückverfolgt, die Voraussetzungen klar macht, auf denen dieser Prozeß ruht. Dabei wird die Theologie immer klarer das herausarbeiten müssen, was Glaube und Gegenstand des Glaubens ist; denn der Natur der Sache nach ist der Glaube mit allerlei andern menschlichen Funktionen, mit gewissen Erkenntnissen, mit der Geschichte so mannigfach verflochten, daß es gar nicht so ohne weiteres auf der Hand liegt, was eigentlich der Glaube sei. Freilich kann nicht die Theologie der Gemeinde die Glaubensgewißheit geben. Glaubensgewißheit kann keiner dem andern geben. Sie ist das Persönlichste, was es giebt, und innerhalb der evangelischen Kirche, deren oberster Grundsatz, weil überhaupt der oberste Grundsatz der christlichen Religion, die Wahrhaftigkeit ist, hat bloßer Autoritätsglaube kein Recht. Aber wohl kann die Theologie dem Suchenden helfen, daß er die Glaubenserfahrung machen kann; sie kann die richtigen Gesichtspunkte aufstellen und die Wege weisen. So hat die Theologie, entsprechend der großen Tragweite, die der Frage nach der Glaubensgewißheit nicht bloß für das religiöse Leben des Einzelnen, sondern für das der Gemeinde besonders in unsrer Zeit zukommt, eine ganz ungeheuer wichtige Aufgabe zu erfüllen.

Versuchen wir kurz wiederzugeben, welche Antwort Herrmann auf die gestellte Frage darbietet. P D

Bilder aus der Kirche der Wüste

1715—1792

2

Anton Court, — ein wenig bekannter Mann, und doch ein außerordentlicher Mann! Selten ist das Leben eines Menschen so reich an Arbeit, Entsagung, Aufopferung gewesen, selten aber auch so gekrönt mit den schönsten Erfolgen. Ludwig XIV. hat den traurigen Ruhm, der Zerstörer der reformirten Kirche seines Landes genannt zu werden; mit ebenso großem Rechte schmückt das schlichte Kind der Cevennen der Ehrentitel ihr Wiederhersteller gewesen zu sein.

Nach der wahrscheinlichsten Angabe wurde er am 27. März 1695 in Villeneuve de Burg, einem kleinen Städtchen des Vivarais, geboren. Bescheiden waren die häuslichen Verhältnisse; sie wurden es noch mehr, als 1700 der Vater Jean Court starb. Aber die treffliche Mutter Marie Gébelin erlag nicht der Trübsal eines armen Witwenstandes; energisch, willensstark, eine strenge und liebende Mutter zugleich, erzog sie ihre drei Kinder — Court hatte noch zwei Schwestern — in einfacher, gediegener Weise. Sie selbst war eine eifrige Hugenottin. Mit der Muttermilch sog der Sohn die Liebe und Verehrung zu dem geliebten Glauben der Väter ein, und die innige Anhänglichkeit, die Mutter und Sohn verband, wurde durch die Gemeinsamkeit des religiösen Gefühls noch verstärkt. Der heißblütige Südländer machte schon als Kind kein Hehl von seinen Ueberzeugungen; seine Kameraden in der Dorfschule hießen ihn spottend den ältesten Sohn Calvins; mit Gewalt suchten sie ihn einmal in kindischem Uebermut in die Kirche zu zerren, aber zäh hielt sich der nicht sehr kräftige Knabe an dem Geländer fest, bis seine Plagegeister ihn losließen. Spielend lernte der reichbegabte Junge die elementaren Fächer, welche ihm die Schule seines Ortes darbot; aber trotz eines unendlichen Wissensdurstes war er nicht zum Eintritt in das benachbarte Jesuitenkollegium in Aubénas zu bewegen. Es ist schwer, die Quellen zu nennen, woraus er seine Jugendbildung schöpfte; aber ihre Lücken zu ergänzen, betrachtete er dann als eine Aufgabe seines Lebens, und mit der zähen Beharrlichkeit, die ihn auszeichnet, gelang ihm dies in einer Weise, daß Inhalt und Form seiner Briefe und Schriften keineswegs irgend einen Mangel verraten. Religiösen Gegenständen besonders zugewendet, empfand er es schmerzlich, daß die alles umfassende Verfolgung sich auch auf Bibel, Erbauungsbücher und theologische Schriften der Protestanten ausgedehnt hatte; seine Mutter bewahrte als kostbaren Schatz einige lose Bibelblätter; als einen Fund vom Himmel, als ein wahres Geschenk der Vorsehung begrüßte er es, als ihm Drélincourts Tröstungen einer gläubigen Seele, Baxters Stimme Gottes in die Hände fielen. Besonders wertvoll war für ihn eine kleine Streitschrift, wie sie damals manigfach erschienen, um die Wahrheiten des Protestantismus in populärer Weise zu verteidigen: das Gespräch eines Schäfers mit seinem Geistlichen.

So war der aufgeweckte Knabe innerlich vorbereitet, sich an dem Gottesdienste seiner Glaubensgenossen selbstthätig zu beteiligen; aus häufiger längerer Abwesenheit seiner Mutter bei Nacht und aus ihrem ganzen Gebahren dabei schloß er scharfsinnig, daß sie an den geheimen Versammlungen teilnahm. Er schlich ihr einmal nach, und, als sie ihn sah, rührte sein flehentliches Bitten ihr Herz; trotz der Gefahr, trotz des weiten Weges — einige stärkere Burschen trugen den Müdegewordenen — durfte er sie begleiten. Nie vergaß er den Eindruck dieses ersten Gottesdienstes im Waldesdunkel, in tiefer Stille der Nacht, und die Worte der predigenden Frau: Was sollte man doch mehr thun an meinem Weinberge, das ich nicht gethan habe an ihm? Warum hat er denn Herlinge gebracht, da ich wartete, daß er Trauben brächte? (Jes. 5, 4.) machten einen tiefen Eindruck auf ihn (um 1710 oder 1711). Ein wunderbarer Eifer ergriff ihn: wo er eine Versammlung ausspüren konnte, wohnte er ihr bei; noch mehr, er suchte die predigenden Frauen auf, lud sie ein, in seinen Ort zu kommen, berief Versammlungen, diente dabei als Vorleser, kurz der kaum sechzehnjährige, im guten Sinne frühreife Junge hatte in der kleinen Welt seiner Umgebung eine gewisse Bedeutung, war ein bekannter Mann. Am 1. Mai 1713 hörte er zum erstenmale einen Prediger; wenige Tage darauf sehen wir ihn, wie er einen jener Laienprediger (Brusel) auf seinen Wanderungen begleitet. Bald trat er selbst als Prediger auf vor einer Versammlung von dreißig Personen, meistens Frauen: eine Predigt von Dumoulin über das Gebet bot ihm den Stoff für seine Rede über 1. Tim. 2, 8. Der Beifall, den sie fand, ermunterte ihn, seine Wirksamkeit auszudehnen. Schon durchzog er predigend das Vivarais, ja er wagte, in der Entrüstung über die Verfolgungen, einigen katholischen Geistlichen und dem Kommandanten von Languedoc Briefe zu schreiben, worin er ihnen ihr Unrecht, Unschuldige zu verfolgen, mit sehr ernsten Worten vorhielt, selbstverständlich ohne allen Erfolg. Dann trat er mit dem festen Entschluß vor seine Mutter, sich ganz dem geistlichen Amte zu widmen. Er hatte in den letzten Monaten sich eine Art Probezeit auferlegt, und die Erfahrungen darin hatten ihn in der eingeschlagenen Wahl nur bestärkt. Der frühere Wunsch seiner Mutter, er sollte sich dem Kaufmannsstande widmen, mußte zurückstehen, und mit der ganzen siegenden Gewalt eines für seinen Beruf begeisterten Herzens

überwand er die schweren Bedenken, die seine Mutter hatte. Sie kannte die Mühsale und Gefahren eines Geistlichen der Wüste, aber in dem harten Kampfe, den ihre Mutterliebe innerlich durchringen mußte, ließ sie sich überwinden von der heiligen Glut, mit der ihr Sohn ihr zurief: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist mein nicht wert. Das Opfer, das sie ihrem Gott und Glauben bringen mußte, brachte sie freudigen Herzens, denn sie war eine wahre Christin. Ihr einziger Sohn war bisher ihre Freude und ihr Stolz gewesen, er blieb es auch seitdem; die wenigen Briefe der trefflichen Frau, die uns erhalten sind, bezeugen dies mit jeder Zeile; und wie sie als echte Mutter teilnimmt an dem Großen und Kleinen, was sein Herz bewegt und seine Arbeit bildet, wie sie ihm plaudert von Geschwistern und Vettern und Basen, scheut sie sich nicht, den „hochverehrten Sohn“ zu ermahnen, doch in allem mit Klugheit zu handeln, und die echte Hugenottin bricht hervor, wenn sie zu einer Zeit, da schon ein hoher Preis auf den Kopf ihres Anton gesetzt war, und nachdem kurz vorher einer seiner Amtsbrüder am Galgen seinen Glauben besiegelt hatte, ihm zuruft: Erinnere dich, daß nicht der Anfang, sondern das Ende dein Werk krönen wird.

Getragen von mütterlicher Liebe, angefeuert durch Aufmunterungen aller Art begann Court sein Amt; er war von niemand berufen und gewählt, er hatte sich selbst als Prediger, als Apostel aufgestellt. Nachdem er Languedoc durchzogen hatte, wandte er sich in die Dauphiné, bald da, bald dort predigend; dann kehrte er in die Heimat zurück, wo er diesmal eine weniger gute Aufnahme fand. Seine Zweifel an der göttlichen Berufung der Prophetinnen waren stärker geworden; klar erkannte er die Gefährlichkeit dieser Bewegung, offen trat er dagegen auf und erzeugte dadurch eine Spannung mit einem ziemlichen Teile seiner Landsleute. Dies veranlaßte ihn, sich eine Weile zurückzuziehen; er wandte sich nach Marseille August 1714. Eine segensvolle Vorbereitungszeit für später war das halbe Jahr, das er dort in der Stille zubrachte. Freilich die rastlose Thätigkeit des jungen Predigers konnte nicht zur Ruhe kommen.

Th Sch

Unentbehrliche Helfer bei der Heidenmission

Neben der bewußten Heidenmission unsrer Kirche, die von den Missionsgesellschaften und ihren Sendboten getrieben wird, giebt es auch eine unbewußte Mission. Jedes christliche Volk, sofern es mit der außerchristlichen Welt in Beziehung tritt, hat diese zu erfüllen. Was die heilige Schrift gelegentlich einmal von den Aufgaben des weiblichen Geschlechts in der apostolischen Gemeinde sagt, daß nämlich die noch nicht Gläubigen durch den stillen Wandel frommer Frauen ohne eine mündliche Verkündigung des Wortes gewonnen werden sollen, das nennen wir die unbewußte Mission im Gegensatz zu der eigentlichen sogenannten Missionsarbeit unsrer Kirche. Allerdings sind diese Aufgaben, soweit unser deutsches Volk sie gegenwärtig zu erfüllen hat, in erster Linie durchaus nicht den Frauen gestellt, sondern den Männern, die hinausziehn ins feindliche Leben, den Forschungsreisenden, Kaufleuten, Regierungsbeamten, den Plantagenarbeitern und Kolonisten. Es mag eine unsern Missionskreisen ungewohnte Anschauung sein, wenn man diesen Männern gewisse Missionsaufgaben zuweist; aber es wird doch niemand im Ernste leugnen wollen, daß im Wesen des evangelischen Christentums solche Aufgaben begründet sind.

In den englischen Missionsblättern konnte man schon seit Jahrzehnten neben manchen Klagen über die Hinderung der Missionsarbeit durch unkirchliche Kaufleute oder Kolonialbeamte auch öfter ein Wort dankbarer Anerkennung über indische Regierungsbeamte und Offiziere lesen, die der Mission durch ihr entschiednes Eintreten für Christentum und kirchliche Interessen in ihrer heidnischen Umgebung vielleicht mehr genützt hätten, als mancher Missionar. Es lag unsern Missionskreisen und ihren Missionsblättern früher fern, davon zu reden; aber anders jetzt, wo Deutschland durch seine Berührung mit der Heidenwelt und den Ländern des Islams immer mehr in die Fußtapfen der Engländer tritt. Jetzt liegt die Frage nahe genug: Wie stellt sich unser christliches Volk zu den Heiden und Muhammedanern draußen, und wie erfüllt es die Aufgaben der unbewußten Mission, die ihm zugefallen sind? Hat die Mission von den deutschen Forschungsreisenden, Kaufleuten und Kolonialbeamten eine Förderung zu erwarten?

Wer die Dinge einigermaßen kennt, dem werden einzelne Lichtpunkte in dieser Hinsicht nicht entgangen sein. Wir müssen freilich bekennen, daß unter den deutschen Forschungsreisenden kein Mann wie Livingstone zu finden ist. Von ihm schreibt der bekannte englische Naturforscher Henry Drummond in seiner kürzlich erschienenen Schrift*) über die Liebe, die er das Beste in der Welt nennt:

> Ich bin in Afrika gewesen und habe im Herzen des dunklen Weltteils schwarze Menschen gefunden, die sich des einzigen weißen Mannes erinnerten, den sie je gesehen — David Livingstones. Er ist tot, aber noch heute redet er in Afrika: die Augen der armen Schwarzen leuchten, wenn sie einem von dem freundlichen Doktor erzählen, der vor Jahren bei ihnen war. Sie verstanden kein Wort von seinem Englisch, er aber verstand sich auf jene Weltsprache, und sie empfanden, daß Liebe sein Herz erfüllte.

Einen solchen Mann, in dem auf einzigartige Weise Missionar und Forschungsreisender, bewußte und unbewußte Mission sich vereinigten, finden wir unter unsern Afrikareisenden nicht; aber es fehlt unter ihnen doch auch nicht ganz an Männern, die sich nicht gescheut haben, ihren christlichen Glauben unter den heidnischen Negern zu bekennen. Wir denken z. B. an Dr. Henrici, der sich um die Erschließung des deutschen Togogebietes verdient gemacht hat. Als dieser einst einen Häuptling im Innern um die Erlaubnis zur Niederlassung in seinem Lande bat, wurde sie ihm nur unter der Bedingung gewährt, daß keine Missionare mit ihm kämen. Henrici unterwarf sich der Forderung; er selbst aber hielt nun, wie er erzählt, an jedem Sonntag mit seinen Leuten, die er von der Küste mitgebracht hatte, eine Andacht, wozu sich allmählich nicht nur die benachbarten Dorfbewohner, sondern schließlich auch der Häuptling selbst einfand.

Hinter den Forschungsreisenden her pflegen sich in der Regel alsbald europäische Kaufleute niederzulassen. Auch ihnen wollen wir gern die Ehre geben, die ihnen zukommt. Es ist aller Anerkennung von seiten der Missionsfreunde wert, was uns neuerdings über die Gründung einer deutsch-ostafrikanischen Seehandlung in Wiesbaden unter der Leitung der beiden Herren Perrot in Mainz und Wiesbaden berichtet wird. Sie will kaufmännische Geschäfte und Plantagenwirtschaft in der Tangabucht in Ostafrika treiben und erklärt, daß sie dies in möglichster Verbindung mit der evangelischen Mission thun möchte. Sie hat sich zum Grundsatze gemacht, und darauf kommt es uns besonders an, nur ausgesuchte Persönlichkeiten, gute evangelische Christen in ihre Dienste zu nehmen, die durch einen streng sittlichen Lebenswandel ein gutes Beispiel geben. Diese Firma, der wir Gottes Segen zu ihrem Vorhaben wünschen, wird damit in Ostafrika dasselbe erstreben, was an der Westküste Afrikas die Geschäftshäuser der Basler Mission und die in christlichen Kreisen ebenfalls wohlbekannten Vietorschen Faktoreien bereits seit längerer Zeit durchführen. Aus einer der letztern ist uns bekannt, daß der Leiter des Hauses täglich mit seinen Hausgenossen die Morgenandacht hält und daß er in sittlicher Hinsicht gegen sich selbst und gegen seine Untergebenen eine unter den Europäern in Westafrika leider sonst nicht beliebte Strenge walten läßt. Die vielverachteten Neger haben ein feines Gefühl für den Unterschied, sie nennen dieses Geschäft „die christliche Faktorei“, bringen ihr aber auch, wie unser Gewährsmann erzählt, wesentlich mehr Vertrauen entgegen, als den andern, den namenchristlichen Kaufleuten.

Auch an dem immer zahlreicher werdenden Stande der Kolonialbeamten möchten wir in diesem Zusammenhange nicht ganz vorübergehen. Es giebt auch hier Namen von gutem Klang. Da ist der erste Landeshauptmann von Neuguinea, Herr von Schleinitz, zu nennen, dessen Haus in Kaiser-Wilhelm-

*) Das Beste in der Welt. Deutsche autorisirte Ausgabe. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1 Mark.

land wegen seiner echtdeutschen Frömmigkeit gerühmt ward; ferner sei der ehemalige deutsche Kommissar Zimmerer im Togolande erwähnt, der unserm Juristenstande mit seinem strengen Gerechtigkeitssinne gegen Weiße und Schwarze ein schönes Denkmal gesetzt hat. Und auch unter den Beamten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, denen bekanntlich der Ausbruch des ostafrikanischen Aufstandes zur Last gelegt wurde, hat es nicht an Männern gefehlt, die auch den Anforderungen der Missionskreise Genüge leisten. Es ist uns da aus den englischen Missionsberichten besonders der Lieutenant Giese von Mpwampwa bekannt, der kein Hinderer der Mission, sondern sogar ihr warmer Freund und Verteidiger gewesen ist, so lange er selbst auf seinem Posten aushalten konnte.

Vielleicht ließen sich hie und da noch einige Namen aus der neuern Kolonialgeschichte nennen. Aber viele werden es nicht sein, wie wir zu unserm Bedauern glauben annehmen zu müssen. Wir haben den Eindruck, daß die, welche in ihrem weltlichen Stande eine unbewußte christliche Mission treiben, leider zur Zeit noch die Ausnahme bilden. Wir wissen sehr wohl, daß der deutsche Name bei den europäischen Schwesternationen im Weltverkehre jetzt geachteter dasteht, als je zuvor; es ist uns auch nicht unbekannt, daß einige Heidenvölker, wie z. B. die Japaner, lieber die Deutschen als die Vertreter andrer christlichen Völker zu sich kommen sehen. Aber in religiöser Hinsicht hat der deutsche Name leider keinen guten Klang in den fremden Erdteilen. Noch heute klingen uns die beschämenden Worte in den Ohren, welche der englische Missionsbischof Smythies von Sansibar an die deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft schrieb, als diese bei ihm angefragt hatte, ob er den Beginn einer deutschen Mission in Ostafrika begünstigen würde. Wie sollte ich nicht? war seine Antwort. Es habe schon allzulange eine üble Nachrede unter den Negern und Muhammedanern in Sansibar gegeben: Die Deutschen glauben offenbar an gar keinen Gott. Die andern Weißen, die Engländer oder Franzosen, hätten ihre Gottesdienste, aber die vielen Deutschen sähe man nie zur Kirche gehen. — Es ist in Sansibar, so viel wir wissen, jetzt etwas besser geworden; aber auf wie vielen großen Handelsplätzen der Erde in heidnischen Ländern mag das Urteil heute noch zutreffend sein!

Sollte der Ruf unsrer Forschungsreisenden im Innern Afrikas bei den Negern, die kaum je einen andern Christen sehen, sehr viel besser sein? Die Blutspuren, die ihre Pfade vielfach kennzeichnen, lassen uns fürchten, daß sie bei den armen Eingebornen nicht eben viel christliche Eindrücke hinterlassen haben. Bei dem begeisterten Freudenrausch, mit dem ein Stanley oder ein Karl Peters in der Heimat empfangen wird, darf man nicht daran denken, wie viel Negerblut sie vergossen und wie schwer sie damit den nachfolgenden Missionaren den Eingang zum Herzen Afrikas und der Afrikaner gemacht haben.*)

Fast noch ungünstiger gestaltet sich im großen und ganzen das Verhalten der Kaufleute zur Mission. Es hat, wenige Ausnahmen abgerechnet, fast immer und überall ein gespanntes Verhältnis zwischen beiden bestanden. Die Kaufleute sollten sich eigentlich über jede neubegründete Missionsstation freuen; denn mit der Mission schreitet die Kultur fort, und diese allein macht die heidnischen Völker auf die Dauer widerstandsfähig, erwerbsfähig und damit kauffähig. Aber was liegt den Kaufleuten an der Zukunft der Völker! Sie sagen: Nach uns kommt die Sintflut. Darum wollen sie nur in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes in den Tropen möglichst viel verdienen, was am leichtesten durch eine rücksichtslose Ausbeutung von Land und Leuten geschieht. Hierbei stoßen sie natürlich auf einen sehr unbequemen Widerstand, sobald ein Missionar in ihrer Nähe wohnt; denn dieser wird sich bei dem wirtschaftlichen Kampfe auf die Seite der Schwächern stellen, die noch dazu seine Pfleglinge sind. Nehmen wir noch hinzu, daß für gewisse nur dem Namen nach christliche Kaufleute der Missionar eine Art lebendigen Gewissens ist und daß sie von ihm gelegentlich auch einen Bericht über ihren unchristlichen Lebenswandel in die Heimat zu fürchten haben, so wird uns der

*) vgl. unten „Rohheiten vom Karl Peters-Kommers." D H

Gegensatz zwischen Missionar und Kaufmann nur allzu verständlich.

Interessant ist hierbei die etwas veränderte Stellungnahme, die man zu den römischen Missionaren, besonders zu den Jesuiten einnimmt. Unsre Kaufleute rühmen ihnen eine große gesellschaftliche Gewandtheit und eine ebenso angenehme Rücksichtnahme für die sittlichen Schwächen der Europäer nach. Wir gönnen ihnen neidlos die Früchte dieser Beliebtheit und freuen uns der sittlichen Strenge, die auch von dieser Seite den evangelischen Missionaren nachgerühmt wird. Sie können um des Gewissens willen zu vielen Dingen nicht schweigen. Nur im Vorübergehen sei hier der berüchtigte Schnapshandel an die Neger erwähnt. Aber noch verwerflicher ist in unsern Augen der Abfall von christlicher Sittlichkeit und das Herabsinken in heidnische Art, das vielen Europäern in Westafrika nachgesagt wird. Es ist z. B. ein offnes Geheimnis, daß ein großer Teil der Weißen im deutschen Togolande mit heidnischen Negerweibern zusammen lebt. Sie suchen die Schande zwar ein wenig zu verdecken, indem sie nach den Begriffen der Neger eine rechtsgiltige Ehe eingehen. Das heißt: sie bezahlen eine gewisse Summe an die Angehörigen des Weibes und sind nun an die letztere gebunden, so lange sie selbst im Lande wohnen. Erst die Rückkehr nach Europa oder der Tod des Mannes hebt diesen afrikanischen Ehestand auf. Es mag vielleicht sein, daß dieses Verhältnis in den Augen der Neger wenig Anstößiges hat; in unsern Augen ist diese heidnische Ehe, die ein christlicher Mann eingeht, doch sehr verwerflich, und wir danken es unsern Regierungsbeamten im Togolande und jener „christlichen Faktorei," daß sie sich von dieser Befleckung des christlichen Namens mit aller Entschiedenheit frei erhalten. Ebenso bedauerlich ist uns das Verhalten, dessen sich ein Deutscher in angesehener Stellung — Name und Stand mögen lieber verschwiegen bleiben — in Westafrika vor einiger Zeit schuldig gemacht hat. Es ist dort bekannt, daß die in den Flüssen und Lagunen lebenden Krokodile eher einen Schwarzen als einen weißen Mann angreifen und fressen. Was that nun der edle Mann, wenn er ins Bad ging? Er ließ einige Schwarze vor sich ins Wasser gehen und in der Nähe bleiben, damit sein kostbares Leben gesichert wäre.

Doch genug davon! Die angeführten Beispiele geben leider eine wenig erfreuliche Antwort auf die Frage, welche Vorteile der Mission aus der immer stärker werdenden Berührung unsers Volkes mit den Völkern Afrikas erwachsen. Es wird gegenwärtig noch recht wenig unbewußte Mission von den Vertretern des weltlichen Standes getrieben, die durch unsre Kolonialinteressen unter die heidnischen Völker der Erde geführt werden. Doch wir wollen uns nicht bloß in unfruchtbaren Klagen darüber ergehen. Suchen wir es lieber zu bessern! Die Zahl der Kolonialbeamten, Kaufleute und Handwerker, die auch aus dem Binnenlande hinausziehen, wächst von Jahr zu Jahr. Sorgen wir dafür, daß nicht bloß der Abschaum unsers Volkes sich unter den Heiden und Muhammedanern niederläßt, sondern daß Männer hinausgehen, die in gleicher Weise dem deutschen wie dem christlichen Namen Ehre machen. Die Klagen und Anklagen über das unchristliche Leben der Europäer in den Kolonien fallen auf uns selbst zurück, denn diese Leute sind von uns ausgegangen. Sobald darum das religiöse Leben in unsrer Mitte erstarkt, wird sich auch die Religiosität und Sittlichkeit der Männer heben, die auf den Vorposten im heidnischen Lande liegen und dort eine unbewußte Mission zu treiben haben. P

Drei Monate Fabrikarbeiter und Wandergeselle

2. Mein Weg

Als ich in Chemnitz einzog, war ich völlig fremd. Ich bat einen an der nächsten Ecke postirten Schutzmann, mir womöglich zu sagen, wo ich Arbeit finden könne.

Was sind Sie? fragte er mich in bedeutend unfreundlicherem Tone, als ich es früher von Schutzleuten gewohnt war.

Expedient, Schreiber.

Da werden Sie wohl keine Arbeit in Chemnitz bekommen.

Ich mache auch jede andre Arbeit, gab ich zurück.

Dann gehen Sie einmal in die Zentralherberge, Zschopauerstraße; dort ist noch am ehesten irgend welche Arbeit zu erfahren.

So war mir der weitere Weg gewiesen. Ich fragte mich nach der Zentralherberge durch. Das vordere Zimmer war mit einigen jüngern Leuten in Sonntagskleidern und mit mehreren Handwerksmeistern besetzt, die hier auf zureisende Gesellen warteten. Auf einer großen Tafel an der Wand las ich: Zureisenden ist der Aufenthalt im vordern Zimmer nicht gestattet. So ging ich ins hintere. Dort sah es noch öder aus. Mehrere große graue Tische, um sie herum vielgebrauchte, mitunter durchgesessene Holzstühle bildeten neben einer alten Handwerkslade und dem primitiven Schenktische die einzigen Möbel dieses Zimmers, das mit einer dunstigen, dicken Luft gefüllt war. An den Wänden hingen viele Plakate mit allerhand Adressen von Herbergen der verschiedensten Städte. Es waren nur vier Mann in diesem Zimmer. Drei in blauem Kittel, die Hüte auf den Köpfen, saßen zusammen, ein andrer für sich.

Ich setzte mich schüchtern in eine Ecke. Es wurde mir in der neuen Umgebung doch etwas bang zu Mute, und ich dachte in diesen Augenblicken, wohl das einzigemal, ernstlich an eine Umkehr.

Ich saß etwa eine halbe Stunde und wartete. Ich mußte, noch völlig unerfahren in dieser Lage, zunächst die Dinge einfach an mich herankommen lassen. Und sie kamen in der Gestalt des dürren beweglichen Männchens, das dort einsam am Tische saß. Er trat auf mich zu:

Guten Tag, Landser [Landsmann]!

Guten Tag, Landser, antwortete ich.

Auch einer von der Zunft? — Damit hielt er mir seinen ausgestreckten Zeigefinger vor die Augen.

Ich wußte nicht, was er damit wollte. Doch ich ahnte, wie es sich gleich nachher herausstellte mit Recht, einen Schneider in ihm, und sagte jedenfalls Nein.

Was bist du denn? forschte er weiter.

Expedient, Schreiber.

Und warum bist du auf der Walze [Wanderschaft]? Sage mal — damit rückte er vertraulich an mich heran —, es ist wohl nicht ganz richtig mit dir? Mir kannst du es schon erzählen. Du siehst noch so anständig aus, du bist wohl durchgebrannt?

Nein, sagte ich sehr einsilbig.

Oder kommst du vom Zuchthause? . . .

Das war ein schöner Anfang. Doch durfte ich mein Schneiderlein nicht fahren lassen. Ich wurde zunächst grob.

Dummer Kerl, glaubst du mir nicht, was ich dir erzähle? erwiderte ich, das allgemein gebräuchliche „du," das mir bald ganz geläufig war, ihm zurückgebend. Ich bin Expedient und habe zuletzt fast zwei Jahre lang bei einem Pastor gearbeitet, der eine christliche Zeitung herausgiebt. Ich wäre auch noch dort; aber ich bekam von dem Korrigiren und von nächtlicher Privatarbeit schwache Augen. Der Doktor verbot mir, sie diesen Sommer über nur im geringsten anzustrengen. Aber so lange zu bummeln, geht nicht; zu Hause zur Last liegen will man auch nicht. So bin ich hierher gekommen, um mir unterdessen in einer Fabrik etwas Verdienst zu suchen. Da brauche ich — setzte ich hinzu — doch die Augen auch nicht viel mehr aufzumachen, als wenn ich faulenze und immer spazieren gehe.

Zur Bekräftigung dessen zog ich ein Arbeitszeugnis, von meinem verehrten Freunde, dem Herausgeber dieses Blattes, mir für alle Notfälle ausgestellt, hervor, laut dessen ich so und so lange bei ihm in der Redaktion der Christlichen Welt als Schreiber und Expedient gearbeitet habe.

Das wirkte. Mein Schneiderlein, etwa 45 Jahre alt, bekam Mitleid mit mir und wurde gut Freund.

Ich habe jenes Zeugnis nur noch einmal zu benutzen nötig gehabt. Auch in der Fabrik glaubte man meiner bloßen Erzählung und schob allerhand Kenntnisse, die man bei mir trotz aller Verstellung doch entdeckte, auf die nächtlichen Studien — wie ich das auch gewollt hatte. Dennoch hat es mich jedesmal eine große sittliche Ueberwindung gekostet, wenn ich auch nur insoweit meinen Arbeitsgenossen ein Märchen vorlügen mußte, und ich nehme die Gelegenheit wahr, um ihnen an dieser Stelle öffentlich dafür Abbitte zu leisten. Ich habe vorher lange gesucht, aber kein andres besseres Mittel gefunden, um unerkannt unter ihnen sein zu können. Das war aber die erste Bedingung, um mein Ziel auch nur annähernd zu erreichen.

Meine Bekanntschaft mit dem Schneider wurde mir sehr wertvoll. Bald saßen auch die andern drei bei uns, allmählich kamen noch mehr dazu, und binnen kurzem war ich ganz heimisch, unter den Leuten wie in der Herberge. Hier habe ich mich etwa acht Tage lang herumgetrieben, meist auch die Nächte zugebracht: fürchterliche Nächte in einem gemeinsamen Schlafraume mit schmutzigen, stinkenden Betten, Stickluft und vielem Ungeziefer.

Aber mein Herbergsaufenthalt war doch nur Mittel zum Zweck. Einen Teil jeden Tages benutzte ich dazu, um mit einem Westfalen zusammen Arbeit in einer Fabrik zu suchen. Ich wollte dabei zugleich die Art des Verkehrs der Arbeitgeber mit solchen Arbeitheischenden kennen lernen. Doch fand ich, obwohl wir an vielen Stellen vorsprachen, nur geringe Gelegenheit dazu. Meist wurden wir gleich vom Portier der Fabrik abgefertigt. Aber in den wenigen Fällen, in denen wir bei dem Leiter der Fabrik selbst anfragten, wurden wir immer zwar kurz, doch höflich behandelt, einmal sogar mit sehr freundlichen Ratschlägen entlassen. Wir bekamen nirgends Arbeit, denn überall fanden eher Entlassungen als Neueinstellungen von Arbeitern statt. Die eben jetzt in Kraft tretende Mac-Kinleybill warf schon damals ihre schwarzen Schatten voraus. Außerhalb der Fabrik war eher Arbeit zu finden. So konnte ich bei einem Brunnenmeister sofort antreten. Aber das war nicht mein Wille. Ich mußte, um meinen Zweck zu erreichen, in eine größere Fabrik.

So blieb nichts übrig, als mich doch einem Fabrikanten zu entdecken. Die Direktoren einer großen Maschinenfabrik waren auf das Liebenswürdigste und Uneigennützigste bereit, meinen Wunsch zu erfüllen. Ich wurde sofort als gewöhnlicher Handarbeiter bei einem Lohne von zwanzig Pfennigen für die Stunde eingestellt. Außer den beiden Herren, die mir strengste Verschwiegenheit zusicherten und ihr Versprechen treulich gehalten haben, wußte in der großen, etwa 450 Arbeiter beschäftigenden Fabrik niemand sonst, wer ich eigentlich war. Auch die beiden Herren behandelten mich während der ganzen Zeit, meiner Bitte gemäß, wie jeden andern Arbeiter.

Es ist hier der Ort, meine ehemaligen Arbeitsgenossen über die ihnen vielleicht auftauchende Besorgnis zu beruhigen, daß ich etwa den Herren meine täglichen Beobachtungen in der Fabrik mitgeteilt haben und ihr Zuträger gewesen sein könnte. Es war gleich bei meinem Eintritt in die Fabrik zwischen uns als selbstverständlich vereinbart worden, daß dies durchaus nicht geschehen dürfe. Zum Beweis, wie gänzlich unmöglich dies überhaupt war, führe ich an, daß ich nach meiner Einstellung nur noch einmal mit den beiden Herren längere Zeit gesprochen habe: das war, als ich mich verabschiedete. Auch da haben wir uns nur über die Arbeiterverhältnisse im allgemeinen unterhalten.

Unsre Fabrik bestand neben mehreren andern kleinern aus zwei großen hochgebauten Hauptgebäuden. In einem von ihnen, in dem Werkzeug- und Holzbearbeitungsmaschinen hergestellt wurden und bis an die 120 Mann standen, war ich beschäftigt. Ich war einer Kolonne von fünf Handarbeitern zugeteilt, die überall da zugreifen mußten, wo Not am Manne war. Dadurch sah ich mich — äußerst wertvoll für mich! — nicht an einen bestimmten Platz gefesselt, sondern hatte volle Bewegungsfreiheit und stets Gelegenheit, mich jedem von den 120 Mann zu nähern.

Es war freilich schwere Arbeit, die wir sechs mitten unter dem gewaltigen Rasseln, Sausen, Quietschen und Hämmern zu verrichten hatten. Da mußten eben aus der Gießerei gekommene Eisenteile der verschiedensten Form und Größe und oft viele Zentner schwer abgeladen, gewogen und zu den einzelnen Hoblern, Stoßern, Bohrern, Drehern und Schlossern,

sowie wieder zwischen diesen hin und her transportirt werden, je nachdem sie gerade zu bearbeiten waren. Dann hieß es ganze schwere Maschinen mittelst Krahnes und Walzen zum und vom Probirsaale schaffen, Maschinen aus einander nehmen helfen, ihre einzelnen beim Probiren ölig und schmierig gewordenen Teile wieder reinigen; dann wieder Kohlen holen, Eisenspäne wegfahren, diese und jene Bestellung machen. Mitunter wurde man auch aushilfsweise in der Schlosserei verwendet und hatte z. B. in starke Eisenteile Löcher von verschiedener Tiefe zu bohren. Wenn ich so in der ersten Zeit täglich fast elf Stunden mit der Handbohrmaschine, oft in der ungemütlichsten Haltung, liegend oder gebückt oder auf einer Leiter stehend, gebohrt hatte, vermochte ich manchmal des Abends vor Schmerzen in den Armen kaum einzuschlafen.

Wir waren mit einem Worte die Diener für alle, auf jeden Wink, jedes Pst! gewärtig. Selbst kleine Schlosserlehrlinge beehrten den Handarbeiter, freilich meist unter Protest der Aelteren, mit Aufträgen. Häufig ging es von einem schweren Dienst zum andern. Dann kam es vor, daß meine an solche Arbeit nicht gewöhnten Glieder vor Ermattung zitterten oder die Hände, die eben krampfhaft fest hatten zugreifen müssen, nicht wieder aus einander gehen wollten. Es kostete mich alle Kraft, hier auszuhalten. Heute bin ich froh, es durchgesetzt zu haben. Ich habe damit bewiesen, daß mein ganzes Unternehmen keine bloße Spielerei und Abenteuerei, sondern bitterer Ernst für mich war.

Aber es kamen auch bessere Zeiten: Stunden, halbe und ganze Tage, wo es nicht viel oder nur leichte Arbeit gab. Solche Zeit wurde von mir stets doppelt fleißig zum Verkehr mit meinen Arbeitsgenossen ausgenutzt. Dann ging ich von dem einen zum andern, und während dessen Maschine rasselte, lenkte ich unser Gespräch von dem zu jenem Gegenstande, worüber ich gern sein Urteil haben wollte. Oder ich hörte einfach zu, wo sich eine Gruppe gebildet hatte und eifrig über allerhand Fragen unterhielt, sich neckte oder stritt. Wenn ich einem Bohrer oft eine Stunde lang etwa eine eiserne Welle oder einen Hebel halten oder sonstwie zur Hand sein mußte, so war das für mich stets erwünschte Gelegenheit, seine Gesinnung, seine Ansichten zu hören. Ja fast jede gemeinsame Arbeit, jede Handreichung bot so günstigen Anlaß zu interessanten Studien. Ich machte aus meiner religiösen Ueberzeugung kein Hehl, und das rief den Widerspruch hervor. Ich ließ erkennen, daß ich über manches nachgelesen und nachgedacht hatte, und das wurde für viele die Ursache, die verschiedensten und mitunter wunderlichsten Fragen an mich zu richten. Bald hieß ich allgemein der „Doktor," der „Professor." Einer meinte, an mir sei ein Pastor verloren, ein andrer hielt mich für einen heruntergekommenen Studenten, ein dritter machte mir Aussicht, einmal Reichstagsabgeordneter, natürlich der Arbeiter, zu werden. Daß irgendwem eine richtige Ahnung von meiner Person und meinen Plänen aufgegangen ist, glaube ich trotz alledem nicht, habe auch keinen Anhalt dafür, es anzunehmen. Der Gedanke, daß ein Gebildeter selbst nur auf Zeit auf allen Komfort, seinen Beruf und seine immerhin hohe Lebensstellung freiwillig und um ihretwillen verzichten könne, kam den armen Leuten nicht, war für sie wohl einfach undenkbar.

Auch die kurze Frühstückspause, während deren man in Gruppen zusammensaß, ließ mich viele Einblicke thun. Die Stunde des Mittagsessens, das ich für geringen Preis natürlich in Arbeiterkneipen einnahm, führte mich täglich in nahen Verkehr mit den jungen unverheirateten Leuten meiner und andrer Fabriken. Auch die Abende verbrachte ich selten allein und daheim, häufig auf den Straßen meines Arbeiterviertels, die um diese Zeit bei schönem Wetter von den Anwohnenden, gleichviel ob jung oder alt, zahlreich belebt zu sein pflegen, oder in den Sitzungen des sozialdemokratischen Wahlvereins, in denen ich nie fehlte, oder — und dies je länger desto mehr — in den Familien der Arbeiter, denen ich allmählich näher gekommen war. Die Sonntage trafen mich entweder auf einem Ausfluge mit mehreren jungen Schlossern oder als Teilnehmer der jetzt so beliebten sozialdemokratischen Arbeiter- und Kinderfeste; am Sonntagsabende war ich ständiger Besucher der öffentlichen

Tanzsäle, die ich fast nie vor Schluß, also vor Mitternacht verließ.

Nur die Nächte gehörten mir. Ich hatte gleich nach meinen Herbergserlebnissen den Plan, mich als Schlafbursche in einer Arbeiterfamilie einzumieten, aufgegeben. Ich sah, daß es über meine Kräfte gehen würde, nach so schwerer Tagesarbeit auch noch mehr oder weniger schlaflose Nächte durchzumachen. Auch brauchte ich die späten Abendstunden sehr notwendig, um unbeobachtet die Eindrücke des Tages klären und meine Notizen machen zu können. So begnügte ich mich damit, mir mitten in einer Arbeitervorstadt bei einer schlichten Familie ein kleines Stübchen zu mieten, das vor mir ein Kaufmann und ein Schlosser bewohnt hatten.

Um aber den Schlafstellenjammer doch wenigstens etwas genauer kennen zu lernen, verließ ich Mitte August für immer die Fabrik und verwendete — als Arbeitsloser — die nächste Zeit meist auf die Besichtigung von freistehenden Schlafstellen. Der tägliche Wohnungsanzeiger des Chemnitzer Tageblattes wies mir die Wege. Eine Düte mit Zuckerzeug hatte ich auch stets in der Tasche, und wo immer ich Kinder traf, teilte ich daraus mit. Das öffnete mir Herz und Mund der Mütter und gestattete, daß ich mitunter ziemlich lange in einzelnen Familien zubrachte. So habe ich im ganzen doch etwa sechzig Schlafstellen wenigstens gründlich gesehen.

Endlich packte ich abermals meinen „Berliner" und zog, wieder Handwerksbursche, von Chemnitz aus, ins Vogtland hinein. Aber ich kam nicht mehr weit. Ich fühlte, daß meine Elastizität zu Ende ging. So brach ich, wohl allzu plötzlich, ab und kam Ende August wieder nach Hause zurück. P G

Vom sechsundzwanzigsten Kongreß für innere Mission

Nach einer der schönsten und erinnerungsreichsten Städte unsers Vaterlandes, nach Nürnberg, hatte der Zentralausschuß für innere Mission diesmal alle ihre Freunde berufen. Sie sind in großer Zahl gekommen und haben mit Ernst und Ausdauer beraten und Erfahrungen darüber ausgetauscht, wie die Christenheit der Notstände Herr werden könne, welche die gegenwärtige wirtschaftliche Lage und der um sich greifende Abfall der Massen hervorgerufen haben.

„Innere Mission" — noch immer erweckt dieser Name in gar zu vielen unter den Gebildeten ein gewisses Gruseln und allerlei unheimliche Gedanken an Pietismus und Muckertum, Weltflucht und Möncherei. Ich wünschte allen denen, die so denken, daß sie an den großen Abendversammlungen hätten teilnehmen können, die den riesigen Saal des Nürnberger Industrie- und Kulturvereins allabendlich bis auf den letzten Platz füllten. Sie hätten dann gemerkt, daß gesunder Frohsinn und wahre Heiterkeit in den Kreisen der innern Mission nicht gemieden, sondern von ganzem Herzen gepflegt werden, und daß man dort auch und gewiß fröhlicher und unbefangener lachen und sich vergnügen kann, als in den mancherlei „Etablissements" „Theatern" und dergl., wo unser Volk leider gewöhnlich seine Erholung sucht. Sowohl in diesen Abendversammlungen wie in der Spezialkonferenz über christliche Volksschauspiele, von denen Hans Herrig berichtete, hat der Kongreß bewiesen, daß er volles Verständnis für das Bedürfnis des Menschen nach Erholung und Geselligkeit besitzt, und daß die innere Mission nicht Konventikel einzelner Pietisten sammeln, sondern das Volksleben mit dem Sauerteige des Evangeliums, das keine sauertöpfischen, sondern fröhliche Gesichter fordert, durchdringen will.

In der Spezialkonferenz hat sich namentlich das Bedürfnis nach kleinern dramatischen Dichtungen geltend gemacht, die ohne allzuviel Mühe und Vorbereitung in Arbeiter-, Jünglings- und Jungfrauenvereinen und ähnlichen Versammlungen zur Aufführung gebracht werden können. Auch der Wunsch, daß diesem Bedürfnis nicht nur von Pastoren, denen die Pflicht die Feder in die Hand drückt, sondern auch von solchen, die wirkliche Dichter sind, entsprochen werde, ist laut geworden und findet hoffentlich Erfüllung.

Wohl die wichtigste Frage, die diesmal an den Kongreß für innere Mission herantrat, war die nach ihrem Ver-

hältnis zu dem neu erwachten Gemeindeprinzip. Der Präsident, Oberkonsistorialrat Professor Weiß aus Berlin, hat in seiner Eröffnungsrede der Freude Ausdruck verliehen, die man in den Kreisen der innern Mission darüber empfinde, daß sich überall die Hände regten, kleine und lebendige Gemeinden zu schaffen. Er hat es als Aufgabe der innern Mission bezeichnet, mit aller Kraft an der Verwirklichung der dahin zielenden Pläne und Hoffnungen mitzuarbeiten. Aber bei aller Wärme, mit der Weiß den Gemeindegedanken begrüßte, wollte er doch die innere Mission nicht unter diesen Bestrebungen leiden lassen. Es sei unglücklich, daß die Frage aufgeworfen sei „Vereine oder Gemeinden?“; denn auf absehbare Zeit hinaus würden beide unentbehrlich und jene die notwendige Vorschule dieser sein müssen.

Unsre Leser wissen, daß diese Frage auch in unserm Blatte gestellt worden ist. Wir haben den Gegensatz, der zwischen Vereinen, auch wenn sie christliches Gepräge tragen, und der Gemeinde, wie sie sein soll, besteht, nicht deshalb festgestellt, um einen Vernichtungskrieg gegen jene zu eröffnen, sondern um den Gemeindegedanken selbst zu vertiefen und zu klären. Das können wir auch trotz der Rüge des Präsidenten nicht bedauern. Daß die innere Mission, so wertvoll und erfolgreich ihr Kampf gegen Verwahrlosung, Armut, Krankheit u. s. w. ist, dennoch das nicht geleistet hat, was wir vom Gemeindegedanken erhoffen, beweist deutlich das Beispiel der kirchlichen Verhältnisse Nürnbergs. Die vorzügliche Festschrift des Vereinsgeistlichen Reindel entrollt uns das Bild einer sehr lebhaften Thätigkeit der innern Mission daselbst.*) Fragen wir aber nach dem kirchlichen Leben, so finden wir auch hier in Nürnberg die ungesundesten Verhältnisse.

Die Zahl der evangelischen Einwohner beträgt im ganzen etwa hunderttausend, davon kommen 35 000 auf die innere Stadt, 65 000 auf die Vorstädte. Geistliche sind für die innere Stadt, also für 35 000 Seelen, fünfzehn lutherische und ein reformirter, für die Vorstädte, also fast doppelt so viele Seelen, aber nur vier!**) Die innere Stadt hat fünf große Kirchen für die lutherische Konfession und eine für die reformirte, die Vorstädte haben nur vier kleine Kirchen, deren keine mehr als fünfhundert Menschen faßt; eine fünfte ist im Bau. Dabei geht auch hier das Unwesen der Personalgemeinde im Schwange. Ist auch eine gewisse Sprengelteilung vorhanden für die Matrikelführung der einzelnen Parochien und insofern, als die gesetzlich festgestellten Stolgebühren für Taufen, Trauungen und Beerdigungen dem Pfarramt ausbezahlt werden müssen, in dessen Sprengel die Kasualien vollzogen sind, so ist doch das Beichtverhältnis ein ganz freies. Es giebt Geistliche, die eine kaum zu bewältigende Anzahl von Beichtkindern, und andre, die ganz wenige haben, — was, da von Ablösung nicht die Rede, auch für die Einnahmen von großer Bedeutung ist. Was hat die innere Mission, fragen wir, gethan, diesen Mißverhältnissen abzuhelfen? Sie hat Vereine gegründet, aber an die Neugründung von Gemeinden nicht gerührt; sie hat für Arme und Kranke gesorgt, aber die Gesunden ohne kirchliche Pflege gelassen, sie hat Einzelne gerettet, aber die Kirche als solche verfallen lassen. Das ist kein Vorwurf: die innre Mission kann gar nicht mehr leisten. Aber, daß solche Notstände nach einer Abhilfe zum Himmel schreien, das ist doch klar; und wenn durch eine bessere Gemeindegestaltung selbst die freien Vereine vielfach geschädigt würden, so wäre doch klar, was vorzuziehen wäre, Vereine oder Gemeinden? Also: „Vereine und Gemeinden“ — einverstanden! Aber die Gemeinden, sowohl als Ziel wie als Ordnung, über den Vereinen!

Nach der Erklärung des Präsidenten sollte der Vortrag der zweiten Hauptversammlung über „Die Gewinnung persönlicher Kräfte für die freie und für die berufsmäßige Thätigkeit im Dienste der innern Mission“ im Zusammenhange mit den

*) Festschrift zum 26. Kongreß für innere Mission von Pfarrer Reindel, Vereinsgeistlichem. Nürnberg, Selbstverlag des Landesvereins für innere Mission in der evangelisch-lutherischen Kirche Baierns. 66 S.

**) Dazu kommen in den Vorstädten noch sieben Hilfsgeistliche, die aber, da in Baiern den Geistlichen die Erteilung des Religionsunterrichts in den Konfessionsschulen für den vierten bis siebenten Jahrgang der Volksschule obliegt, durch 20—23 Religionsstunden wöchentlich vollauf in Anspruch genommen sind.

auf Neubelebung der Gemeinde gerichteten Bestrebungen stehen. Das Thema war dafür sehr glücklich gewählt: so sicher uns das Ziel vor Augen steht, so dunkel ist der Weg dahin. Immer wieder taucht die Frage auf: Wie gewinnen wir die zur Mitarbeit erforderlichen Laienkräfte?, und manchem scheint an dieser Frage der ganze Gemeindegedanke scheitern zu müssen. Der Referent, Pfarrer Kahl, hat eine ganze Reihe von beachtungswerten Fingerzeigen zur Lösung dieser Frage gegeben; wir gestehen aber ehrlich, daß wir dadurch ein wenig enttäuscht worden sind, daß fast ausschließlich die Gewinnung berufsmäßiger Diener der innern Mission erörtert wurde. —

Den bewußten Eintritt der innern Mission in den Dienst der Gemeinde hat D. Weiß den einen der diesem Kongreß sein besondres Gepräge verleihenden Züge genannt. Noch wichtiger erscheint uns der andre, nämlich die entschlossene Anteilnahme an den sozialen Fragen der Gegenwart. Aus der immer mehr um sich greifenden Loslösung von Gott und seinen Ordnungen, oder sagen wir deutlicher, was Weiß nicht aussprach, aus dem Anwachsen der Sozialdemokratie folgerte er, daß es irgendwo und wie im Gesamtbetriebe der innern Mission gefehlt haben müsse. Diesen Fehler fand er weiter darin, daß die innre Mission sich zu sehr beschränkt habe, nur an Kranken, Verlassenen und Verlornen zu arbeiten, statt vielmehr auch unter den Rüstigen und Gesunden die heilbringende christliche Gottes- und Weltanschauung zu pflanzen und zu pflegen.

Diesem Zwecke sollte der erste Hauptvortrag dienen. In ihm behandelte Professor Haupt aus Halle „Die Pflicht der Kirche, die biblische Anschauung vom irdischen Gute im Gewissen der Gegenwart wieder lebendig zu machen“. Daß dieser Vortrag den Glanzpunkt des diesjährigen Kongresses bildete, darüber wird unter den Teilnehmern kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehen. Verständlich und formvollendet, ohne Pathos doch mit einer zu Herzen gehenden Wärme, praktisch und doch auf Grund sorgfältiger theoretischer Arbeit hat Haupt seinen Zuhörern eine Fülle kräftiger, wirkungsvoller Gedanken dargeboten. Er behandelte zuerst die biblische Anschauung, dann die Not der Gegenwart, drittens die Pflicht und endlich die Mittel der Kirche.

Im Alten Testament wie im Neuen, doch in diesem vertieft und unbeschränkt, finden sich zwei Grundgedanken: Alles zeitliche Gut ist göttliche Gabe und das allein wertvolle Strebeziel der Kinder Gottes ist das überweltliche Gottesreich. Deshalb muß der Christ einerseits in jedem Augenblick bereit sein, auch sein ganzes irdisches Gut hinzugeben, wenn Gott es fordert, anderseits aber das ihm anvertraute Pfund als ein treuer Haushalter im Dienste der Nächstenliebe verwenden. Somit wird die innerliche Stellung des Christen zum irdischen Gut durch das Evangelium erneut, nicht aber die Verteilung des irdischen Gutes und die Eigentumsverhältnisse selbst verändert.

Diese Gesinnung gegenüber dem irdischen Gute ist in der Gegenwart verloren gegangen, die Kirche hat, weil sie allein im Evangelium die Kraft hat, diese Gesinnung zu erzeugen, auch die Pflicht, es zu thun. Sie hat deshalb Besitzenden wie Besitzlosen zu bezeugen, daß der Christ immer zunächst seine Pflichten, nicht seine Rechte im Auge haben darf; sie hat den Opfersinn zu stärken und Neid und Mißgunst zu wehren. Als Mittel dazu stehen ihr die Predigt, die thatsächliche Verkündigung durch das Verhalten ihrer bewußten Glieder und das freie Zeugnis zu Gebote.

Zu den Pflichten der Kirche hat Pastor Naumann in gedankenreichen, von der sonst sehr unergiebigen Debatte, die verriet, wie fremd die dargelegten Gedankengänge selbst in kirchlichen Kreisen geworden sind, ausdrucksvoll sich abhebenden Worten besonders noch die hinzugefügt: die Lehre des Evangeliums von Erwerb, Eigentum und Familie in einem kurzen Bekenntnis der sozialdemokratischen Irrlehre entgegen zustellen.*) Er hat hierzu die Mitarbeit der Theologie aufgerufen, deren Pflicht es sei, gegen die erste Häresie auf evangelischem Boden

*) Dieselbe Forderung hat er auch in seinem Buche: das soziale Programm der evangelischen Kirche (Erlangen und Leipzig, Deicherts Nachfolger) erhoben und ausführlich begründet.

aufzutreten. Auch wenn man entschieden die historische Richtigkeit dieser letzten Behauptung bestreitet — denn die sozialdemokratische Weltanschauung ist ein Gewächs auf dem Boden der französischen Revolution, also auf katholischem, und sie will gar kein Christentum sein, kann also nicht als Häresie aufgefaßt werden —, wird man das von Naumann hervorgehobene Bedürfnis anerkennen und dringend wünschen müssen, daß die Theologie diese Aufgaben ernstlich in Angriff nimmt. Um so mehr ist dies nötig, als die Kenntnis der wirklichen Lehren der Sozialdemokratie in den Reihen der Theologen nur wenig verbreitet ist. Auch der Vortragende hatte sich begnügt, im zweiten Teile seines Vortrages die Not der Gegenwart in sehr allgemeinen, die biblische Anschauung schlechtweg verneinenden Thesen zur Darstellung zu bringen. Die weitere Arbeit wird zu zeigen haben, wie weit die Anschauungen der Sozialdemokraten (also etwa Lassalles, Bebels, Schippels), der herrschenden Klassen und der Gesetzgebung vom biblisch-christlichen Ideal entfernt sind. Damit ist noch keineswegs einer Verquickung von Theologie und Nationalökonomie das Wort geredet; im Gegenteil ein Schutz dawider gefordert. —

Neben diesen beiden für den diesjährigen Kongreß besonders charakteristischen Verhandlungsgegenständen kamen noch zwei mehr Einzelfragen behandelnde Themata zur Besprechung: „die Versorgung der Gemeinde mit den Erzeugnissen der christlichen Presse" und „Heim- und Erholungsstätten für alleinstehende Frauen". Ueber jenes Thema berichtete Pfarrer Kayser, über dieses Professor Post.

Es handelt sich bei der Verbreitung christlicher Litteratur im wesentlichen um die Schwierigkeit, daß der hierfür übliche Geschäftsbetrieb, so sehr er auch zu unterstützen ist, allein nicht ausreicht, weil von Haus aus immer nur ein kleinerer Teil der Bevölkerung nach solcher Kost greift und es doch gerade von besonderer Wichtigkeit ist, weitere Kreise und alle Stände damit zu versorgen. Deshalb müssen „Vereine für christliche Schriftenverbreitung" ins Leben gerufen und in Schule und Kirche empfohlen und unterstützt werden. Uns scheint daneben die Forderung unerläßlich, daß der Verbreitung schlechter, gemeiner und unzüchtiger Litteratur in ganz andrer Weise als bisher mit den Mitteln der polizeilichen Gewalt entgegengetreten wird. Diese Forderung ist von allen Instanzen mit aller Kraft und Entschiedenheit unermüdlich zu wiederholen. Aus der Debatte sei noch hervorgehoben, daß von mehreren Seiten auf die Wichtigkeit der Verbreitung guter Bilder hingewiesen und daneben Mitarbeit an der Lokal- und Tagespresse empfohlen wurde.

Professor Post hat in seinem Vortrage schonungslos die ganze Tiefe des sozialen Elends enthüllt. Es war uns lieb, daß das diesmal nicht von einem Geistlichen, sondern von einem in der Kritik der bestehenden Verhältnisse so milden Fachmanne geschah. Doch hat er uns neben den gräßlichsten Bildern auch einzelne Stätten des Friedens vorgeführt, in denen die alleinstehenden Arbeiterinnen leibliche und geistliche Pflege finden. Aber wie vereinzelt sind diese Einrichtungen! Wie wenig geschieht doch auf diesem Gebiete! Aus dem Herzen der Versammlung heraus beantragte Hofprediger Stöcker, sich in einem lebhaften Appell an das Gewissen der Arbeitgeber als der zur Abhilfe der furchtbaren Notstände zunächst Verpflichteten zu wenden.

Nimmt man zu den geschilderten Versammlungen hinzu, daß noch viele Sonderbesprechungen stattgefunden haben, so der Vertreter der christlichen Presse, der Freunde des „blauen Kreuzes", so wird man zugestehen, daß das Arbeitsgebiet des Kongresses ein großes gewesen ist. Aber das Eigentümliche christlicher Arbeit ist ja, daß trotz dem fleißigsten Ringen, trotz der mühevollsten Beratung nie das Gefühl schwindet „Mit unsrer Macht ist nichts gethan" und „An Gottes Segen ist Alles gelegen"! So hat es auch die Teilnehmer am Kongreß immer wieder zu gemeinsamem Gebete und Gottesdienst getrieben.

Der Eröffnungsgottesdienst fand in der herrlichen Lorenzkirche statt. Aber nie ist mir so klar geworden, wie unbrauchbar eigentlich die großen, den Bedürfnissen katholischen Gottesdienstes angepaßten Kirchen für uns Evangelische sind. Die tiefe und gedankenreiche Predigt des Münchner Oberkonsistorialpräsidenten D. von Stählin ist gewiß nur von etwa zwei Dritteln der zahlreichen Kirchenbesucher verstanden worden; und da sie über fünfviertel Stunden währte, so war es nicht zu verwundern, daß es gegen Ende hin und wieder unruhig wurde. Ebenso hat an jedem der folgenden Tage ein Gottesdienst stattgefunden.

Die lebendige Teilnahme der Bürgerschaft ist dem Kongreß bis zu Ende treu geblieben: Gottesdienste, Sitzungen und Abendversammlungen waren in gleicher Weise überfüllt. Am interessantesten war den Nürnbergern unter den Gästen offenbar die Person Stöckers. Sie hatten ihn vorher als Redner abgelehnt, aber die ihm ganz besonders eigne Gabe, in glücklicher Vereinigung von Ernst und Humor die Massen fortzureißen, gewann ihm schnell die Herzen. Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit hat Stöcker sich durch die erfahrene Ablehnung nicht abhalten lassen, den freundlichen Lückenbüßer zu machen.

Bürgerschaft und Ortskirchenbehörde, Stadt und Regierung haben dem Kongreß ihr Wohlwollen entgegengebracht, und auch der Prinzregent und der Kaiser haben in warm gehaltenen Telegrammen ihre Sympathie bezeugt. Man wird überhaupt urteilen dürfen, daß die Gegenwart der innern Mission günstig gegenübersteht; ja sie wird in der Not der Zeit von manchen Seiten um Hülfe angerufen, die es vorziehen, sich für ihre Person mit dem Christentum nicht zu bemengen. Um so mehr ist zu wünschen, daß die innere Mission sich nicht abhalten lasse, ihre Stimmen auch da zu erheben, wo sie nicht gern gehört oder von den staatlichen Organen zur Vorsicht ermahnt wird. Wir nehmen auch den diesjährigen Congreß als ein Wahrzeichen dafür, daß die innere Mission willens ist, sich nicht ohne weiteres zum Schutze der bestehenden Gesellschaftsordnung aufzuwerfen, sondern auf eine tiefeinschneidende Reform mit hinzuwirken.

E F

Aus England

(Canon Liddon †) Am 9. September ist ein Mann gestorben, durch dessen Hingang weite Kreise der evangelischen Christenheit englischer Zunge in Teilnahme versetzt werden, wie denn auch alle bedeutenderen Blätter in London wie in der Provinz der allgemeinen Trauer sofort beredten Ausdruck gegeben haben. Es ist Dr. Liddon, seit 1870 Canon Residentiary of St. Paul's, nach dem Urteil der öffentlichen Meinung der größte Prediger der englischen Kirche in der Viktorianischen Aera, ähnlich wie dies Spurgeon auf seine Weise ist unter den Dissentern.

Henry Parry Liddon, 1829 geboren als der Sohn eines Seeoffiziers und anfänglich selbst für die See bestimmt, verbrachte seine Studienzeit in Oxford in den Jahren 1846 u. f. in engster Berührung mit Männern wie Pusey, Marriot, später auch Keble, die alle die Fülle und Energie ihres Geistes daran wendeten, das katholische Element, das der englischen Kirche eigen ist, im Gegensatz zu dem protestantischen zu pflegen und zu entwickeln, kurz gesagt, die englische Kirche zu „entprotestantisiren." Dieser Richtung schloß sich Liddon an mit all der feurigen Entschiedenheit seines Wesens und bethätigte sie in jeder Stellung, als Vize-Prinzipal des theologischen Seminars zu Cuddesdon, als examinirender Kaplan des Bischofs von Salisbury, als Universitätsprediger und Verfasser der Exegese zu Oxford wie in dem weitreichenden Amte, das er in London bekleidete. Für den alternden Pusey war Liddon der liebste Mittelsmann und Dolmetscher im Verkehr mit der Außenwelt; nach Puseys Tode wurde er der Führer eines großen und zwar eben des romanisirenden Flügels der Ritualisten. Selbst zu bedeutend angelegt, um die prunkvollen, abergläubischen Zeremonien auszuüben, die in den letzten Jahren so viel Anlaß zu Aergernis und Streit gaben, bot er doch diesen Dingen den stärksten Rückhalt durch seine Lehren, besonders vom Bischofsamte und den Sakramenten. Wie selten einer hatte er das Zeug, die Dogmen, die er vertrat, als wirksame Macht ins menschliche Leben hinein zu arbeiten. Durch ihn besonders ist der Ritualismus bei den gebildeten Klassen beliebt geworden. Derselbe Mann, der in theologisch-kirchlicher Beziehung ultrakonservativ war, — jedem Versuch, auch nur die Ausdrücke der orthodoxen Lehren zu modifiziren, widersetzte er sich —, war in politischen Dingen liberal, Gladstones Freund; auch das trug bei, seinen Einfluß zu erweitern. Und derselbe Mann, der von hochkatholischen Idealen erfüllt war, erwarb sich durch seine Bampton Lectures, die er 1866 über die Gottheit Christi hielt, durch die Art und Weise, wie er die Grundwahrheiten des Christentums verkündete, wie er zuletzt noch für die alte Inspirationslehre kämpfte, die wärmsten Freunde eben unter seinen Gegnern, den Evangelicals, den Männern der Niederkirche. Deren Hauptorgan, der Record, bekennt eben jetzt: „Denken wir an die Tausende von Seelen, die durch Liddons Predigten mit ihrem feinen Humor, ihrer Fülle von Beziehungen auf das Tagesleben, ihrer edlen Haltung, ihrem reifen

Urteil, ihrer zarten Sympathie dem Weltleben entrissen und zu einem Leben in Gott geführt wurden, so sind wir gerne bereit, alles andre in Dankbarkeit für den Lehrer zu verzeihen."

Worin beruhte Canon Liddons Macht als Prediger? Was war das Geheimnis? Er war nicht kurz, denn seine Reden währten selten unter einer Stunde; er sprach nicht frei, denn er las jedes Wort; er hatte nichts Rhetorisches, machte auch von Aktion keinen ausgedehnten Gebrauch. Er war das leibhaftige Gegenteil von allem, was man in unsrer geschäftigen Zeit von einem großen Prediger zu verlangen pflegt. Und doch hat niemand so wie er eine Versammlung festgehalten. Es war ein wunderbarer Anblick, wenn an jenen Sonntag Nachmittagen, da Liddon predigte, die Menge zu der großen Kathedrale der Nation pilgerte, jung und alt, gebildet und ungebildet, gläubig und ungläubig. Er predigte nicht eigentlich für das Volk, gleichwohl konnte man Dutzende von hartköpfigen Arbeitern sehen, die eine volle Stunde in gespannter Aufmerksamkeit an den Lippen des Predigers hingen. Nun, das Geheimnis seiner Beredsamkeit war seine reality, wie der Engländer sagt. Er hatte etwas zu sagen, was ihn durch und durch erfüllte, und er sagte es und war bereit, was er predigte, in That umzusetzen. Zu dieser Realität des innern Menschen kam hinzu eine mächtige, klare, wundervoll modulirte Stimme, eine strömende Fülle des Wortes, ein reiches, gründliches Wissen in der Schrift wie in der Geschichte der Kirche. Wer mit einem Chrysostomus, Jeremy Taylor, Bossuet und dessen Zeitgenossen bekannt war, konnte deren Einfluß in seinen Predigten wahrnehmen. Dabei war Liddon ein eifriger Leser von Zeitungen und Magazinen. Er wußte immer, was für Gedanken das Publikum bewegen; wie fein und gewandt er dieses Wissen verwerten konnte, zeigten wiederum seine Predigten.

Mehr als einmal wurde ihm ein Bischofsstuhl angeboten; er lehnte stets ab, in dem Bewußtsein, daß die Predigt und nicht die Verwaltung sein Beruf sei. Und wer weiß! Vermöge seines heißen Temperaments in dogmatischen und kirchenpolitischen Dingen hätte er als Bischof für das Gefüge einer Staatskirche fast gefährlich werden müssen; niemand war empfindlicher als er, wenn der Staat sich in kirchliche Dinge mischte.

Ein eigentümliches Verhängnis traf den Verstorbenen noch im letzten Jahre seines Lebens. Er war besonders thätig dafür gewesen, daß zu Ehren des gefeierten Pusey in Oxford ein Pusey-Haus errichtet wurde, das als College und Bibliothek die besondre Pflegstätte Puseyitischer Tradition werden sollte. Eben von diesem Hause, und zwar von seinem Vorstande, Charles Gore, ging Herbst 1889 Lux Mundi aus, ein Buch, das durch seinen Artikel über Inspiration, durch seine Aneignung deutscher, Wellhausenscher Kritik allgemeines Aufsehn und den besondern Widerstand Liddons hervorrief. Nach der hervorragenden Bedeutung, die sich Charles Gore schon bisher erworben hat, wäre es gar nicht unmöglich, daß er Dr. Liddons Nachfolger würde in der bestimmenden Einwirkung auf die ritualistische, anglokatholische Partei.*)

C S

(Newmanismus und Manningismus) Was soll doch diese neue, absonderliche Sorte von „ismen"? Sie erinnern sofort an den eifrigen Kultus, der gegenwärtig mit den beiden Kardinälen, den frühern Gliedern der protestantischen Kirche Englands, getrieben wird, dem rastlos thätigen, arbeiterfreundlichen, populären Kardinal Manning, und jetzt besonders mit dem jüngst verstorbnen Kardinal Newman. Die Stimmen der englischen Presse, welche den unvergleichlichen Ruhm Newmans verkündet haben, sind ja auch zu uns gedrungen. Was bedeutet nun dieser Kultus? Kann er etwa angeführt werden als einer der Beweise für die ungeheuren Fortschritte, welche der Romanismus während der letzten 30 bis 40 Jahre in England gemacht habe? Mit dieser Frage beschäftigt sich ein Artikel der Christian World vom 28. August; ein kurzer Auszug dürfte der Mitteilung wert sein. So viel ist sicher, sagt die Christian World, der Tod Kardinal Newmans hat noch einmal den nahezu wunderbaren Einfluß zu Tage gebracht, den Newman jahrelang auf die höhern Schichten der englischen Gesellschaft ausgeübt hat. Es ist noch zu früh, Newmans wirkliche Stellung innerhalb der Kirche seiner Wahl zu bestimmen; aber es wird sich eines Tags zeigen, daß seine Stellung in der römischen Kirche eher eine bescheidne als eine bedeutende war. Er lebte in einem Rom, das seine eigne Phantasie geschaffen, und war Papst für sich selbst, wie für andre. Für die Außenwelt war Newman eine große Persönlichkeit, eigenartig, interessant, bezaubernd, beherrschend in gewissem Sinne. Was Newman für die gute Gesellschaft war, das ist Manning in der gröbern Welt der Presse, der Großstadtstraßen, inmitten der Massen; er macht eine malerische Figur im roten Kardinalshabit, ist klug, ein Heiligenschein umgiebt ihn, und die Massen fühlen die Sympathie des „Kirchenfürsten." Kardinal Manning ist ein aufrichtiger Freund der Armen; sie lieben ihn und trauen ihm. Aber zu sagen, daß all das Romanismus sei, ist Unsinn. Wer die Kraft des Newmanschen Stils empfindet, die Süßigkeit seines „Lead kindly Light," den ganzen Zauber des Mannes, der meint deswegen nicht, daß Bewundern soviel heiße wie „ein Romanist werden." Ueberdies ist die Bewunderung unter den Protestanten größer als bei den Romanisten. Ebenso wenn man der sozialen Haltung eines Manning gerechte, ja warme Anerkennung zollt, den Mann liebt, in einer gemeinsamen Richtung wahrer Nächstenliebe mit ihm zusammenarbeitet, so ist das nicht Romanismus. Hier handelt es sich vielmehr nur um „Personalismus," um den Kultus zweier Persönlichkeiten, die, von einzigartigem Charakter, zugleich von ungewöhnlichen Umständen umgeben sind. Wer diesen Unterschied übersieht, begeht einen großen Fehler, sieht einen geräuschvollen, vordringenden Romanismus, wo nichts weiter ist als litterarischer Stil, originale Persönlichkeit, sehr entwickelte soziale Instinkte und Sympathien. Wenn der Newmanismus nachläßt und der Manningismus der Vergangenheit angehört, dann wird der Romanismus in England mehr denn je er selbst sein, und es wird sich zeigen, daß er eine viel kleinere Sekte ist, als viele meinten. „Schreiber dieses hatte Gelegenheit, die Romanisten kennen zu lernen, die in London hinter Kardinal Manning stehen; es ist ein recht armseliger Haufen; Geist, gesellige Anmut, Originalität fehlt ihnen vollständig." Ebenso soll es in Birmingham sein, wo Kardinal Newman lebte. Nirgends in England, außer in Salford, besitzt der Romanismus eine öffentliche Persönlichkeit, die von fern einen Eindruck machen könnte wie Newman oder Manning. Der Bischof von Salford hat etwas Gewinnendes, aber er ist ein Durchschnittsmensch. Der Romanismus kommt zu sich selbst in England; was ausgesehen hat wie sein Wiederaufleben, das gehört der Vergangenheit an. Rom hat die Newman und Manning nicht gemacht, hat nicht einmal verstanden, sie klug zu benützen; aber die beiden Männer haben geholfen, die Schroffheiten des englischen Protestantismus zu mildern, unsre Duldsamkeit zu erweitern, unser nationales Leben zu bereichern. Ob sie ebensoviel für die Kirche ihrer Wahl gethan haben, ist zweifelhaft.

So spricht sich die Christian World aus; ihre Ansicht trifft zusammen mit andern privaten wie öffentlichen Aeußerungen, die uns bekannt geworden sind.

C S

Verschiedenes

(Totenliste) Am 11. August starb in Edgabaston bei Birmingham **John Henry Newman**, geboren am 21. Februar 1801 zu Ealing bei London, einer der berühmtesten Konvertiten dieses Jahrhunderts. Mit Pusey Führer der katholisirenden Richtung in der anglikanischen Kirche, wurde er 1843 seines Oxforder Pfarramtes enthoben und trat 1845 in Rom zur katholischen Kirche über. „Ueber 6000 Personen — schreibt die Germania — folgten seinem Beispiele." 1847 trat er in den Orden der Oratorianer, richtete 1853 die katholische Universität in Dublin ein und leitete seit 1859 eine Erziehungsanstalt für den katholischen Adel in Edgabaston. 1879 machte ihn der Papst zum Kardinal. — Am 12. August verstarb zu Merseburg D. **Christoph Heinrich Otte**, geboren am 24. März 1808 zu Berlin, bis 1879 Pfarrer in Fröhden bei Jüterbog, ein hervorragender Kunstgelehrter. Sein „Handbuch der mittelalterlich-christlichen Kunstarchäologie" erlebte fünf Auflagen; sein „Archäologisches Wörterbuch" (2. Aufl. 1877, bei T. O. Weigel) ist jedem Gebildeten, der sich für christliche Kunstaltertümer interessirt, unentbehrlich. In unserm Blatte veröffentlichte er Erinnerungen an seinen Lehrer Neander (Nr. 21 vor. J.). — Am 27. August starb zu Tübingen Konsistorialrat D. **Julius August Wagenmann**, Professor der Kirchengeschichte in Göttingen, geboren am 23. November 1823 zu Berneck in Württemberg. — Am 5. September starb in Basel der Professor D. **Christoph Johannes Riggenbach**, geboren am 8. Oktober 1818 ebendaselbst, 1843 Pfarrer zu Beeweil in Baselland, 1851 ordentlicher Professor der Theologie in Basel, 1878 Vorsitzender des dortigen Missionskomitees. — Am 9. September starb in London der Domherr D. **P. H. Liddon**, 1829 geboren, der bedeutendste Prediger der anglikanischen Kirche, das geistige Haupt der Ritualisten. Vgl. über ihn oben in dieser Nr. — Am 25. September starb in Leipzig D. **Samuel Rudolf Howard**, Pastor der reformirten Gemeinde daselbst, im Ruhestande, geboren am 2. März 1808 zu Frankfurt a. M., eins der ältesten Mitglieder des Gustav-Adolf-Vereins, 38 Jahre lang Mitglied und 20 Jahre Schriftführer des Zentralvorstandes. — Der am 3. September verstorbene bayrische Staatsminister a. D. **Johann Freiherr von Lutz** gehört auch der Kirchengeschichte an. Geboren wurde er am 4. Dezember 1826 zu Münnerstadt in Unterfranken als Sohn eines Schullehrers. Am 20. Dezember 1869 übernahm er, vorher Kabinetssekretär der Könige Max und Ludwig II., seit 1867 Justizminister, auch das Ministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten. Seine kirchenpolitische Thätigkeit wird uns von einem bayrischen Gewährsmann mit folgenden Worten gezeichnet:

Gegenüber der katholischen Kirche hielt er prinzipiell, zähe und erfolgreich fest an der Aufrechterhaltung der Staatsverfassung gegenüber den ihr entgegenstehenden Bestimmungen des Konkordats, an der Wahrung der landesherrlichen Oberhoheits- und Oberaufsichtsrechte in kirchlichen Angelegenheiten und des paritätischen Charakters des bayrischen Staatswesens. Außerdem war er zu den weitgehendsten Konzessionen gegenüber den Wünschen und Bedürfnissen der katholischen Kirche stets bereit. Diese wurden sachdienlichst und ohne Dank acceptirt, sein prinzipieller Standpunkt aber verwickelte ihn in die heftigsten Kämpfe mit der ultramontanen Partei, besonders im bayrischen Landtage und verhinderte zugleich die Zufriedenstellung der Kurie und des bayrischen Episkopats. Gegenüber der protestantischen Kirche hielt er sich genau, doch in bureaukratischem Sinne an die bestehenden verfassungsgesetzlichen Bestimmungen und gewährte in innerkirchlichen Fragen dem Kirchenregimente volle Selbständigkeit und Freiheit der Bewegung. Besondres Wohlwollen hat er für die protestantische Kirche nicht gezeigt, doch hätte das bayrische Oberkonsistorium bei größerer Initiative und Energie weit mehr, als es leider der Fall war, für sie von ihm erlangen können.

(Rohheiten vom Karl Peters-Kommers) Die Tafellieder vom Karl Peters-Kommers in Berlin, die uns zu Gesichte gekommen sind, können wir nur als eine bedauerliche Verirrung bezeichnen. Wenn wir uns vorstellen, daß diese Verse zu Ehren des gewiß in seiner Weise

*) Ueber „Lux mundi" Näheres in nächster Nummer.

verdienten Afrikareisenden von den Besten der Nation gesungen worden sind, so wissen wir nicht, ob es mehr Scham oder Entrüstung ist, was uns die Seele füllt. Man lese:

Wie Dr. Peters „Hongo" zahlte
(Singweise: Erhebt euch von der Erde 2c.)

Held Peters, der manch Land sah, wo nie ein Weißer war,
Kam einstmals vom Nyanza mit seiner kleinen Schar
Und hatte vom Brand der Sonnen wohl selbst einen ziemlichen Brand,
Da traf er auf einen Bronnen in der Wagogo Land.

Doch die Kannibalen erklärten frei und frank,
Er sollte „Hongo" zahlen für diesen nüchternen Trank;
Held Peters aber sagte: Ich zahle nur für Bier!
Mit blutigen Köpfen jagte er heim sie ins Quartier.

Als er, wie seine Leute, darauf beim Essen saß
Und seine Jagdausbeute an zahmen [!] Hühnern aß,
Erschien der Fürst Makenge mit stattlicher Kriegerschar;
Es gab ein Handgemenge, das äußerst kitzlich war.

Doch Peters: ruhig spannt er den Kneifer ins Gesicht,
Mit Feldherrnblick erkannt er: Das Ding gefällt mir nicht;
Das schwarze Ungeheuer [!] es gönnt mir nicht mein Brot,
Drauf kommandirt er Feuer, und etliche blieben tot.

Nun kamen ihrer dreißig von Feinden auf den Mann,
Doch trieb er frisch und fleißig zum Kampf die Seinen an;
Die knallten unverdrossen, fünf Dörfer brannten schon, [!]
Bis sie total verschossen die sämtliche Munition.

Wo Waffen nicht mehr zünden, da zündet oft das Wort,
Drum ließ er laut verkünden: Ich weiche nicht vom Ort,
Bis ich vom Boden spüle mit Blut Ugogos Spur.
Da ward Makenge schwüle bei diesem grausen Schwur.

Er ließ um Frieden bitten und wollte Deutscher sein,
Und sandte, den Bund zu kitten, drei Frasela Elfenbein.
Sie trieben Schafe, Kälber und Ochsen an alsbald;
Karl Peters staunte selber ob seines Worts Gewalt.

Da riefen zwei Karawanen den Helden zum Führer aus,
Er zog mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel nach Haus.
Patronen, Heer und Herden besaß er mit einem Schlag, —
Da sieht man, was auf Erden Karl Peters' Wort vermag.

Der Dichter dieses Poems nennt sich Kurt Hoffmann. Er hat noch ein zweites von ähnlichem Gehalt geliefert, zu singen nach der Weise: Die Hussiten zogen vor Naumburg. Man vernehme nur den Schlußvers (Vers 15):

Danach ist ein gut Gewissen
Stets das beste Ruhekissen.
Nebenbei sei noch bemerkt:
Wenn man es mit Schnapse stärkt,
Wirkt es ganz besonders!!

Unsre großen Zeitungen scheinen das richtige Gefühl gehabt zu haben, daß man durch Mitteilung solcher Leistungen der Sache unsrer Kolonialfreunde keinen Dienst erweise. Aber diese fordern öffentliche Rüge. Wir verdanken unsre Kenntnis der beiden Lieder dem Fürstenwalder Tageblatt, das sie mit folgenden Worten einführt:

„Vom Dr. Karl Peters-Kommers in Berlin liegt uns eine prächtige Liedersammlung vor, welche Herr Bahnhofsrestaurateur Spieß, der am Sonnabend Teilnehmer der obengenannten Festlichkeit war, uns freundlichst übermittelte. Von den Liedern, welche bei dem Kommers, den die Deutsche Kolonialgesellschaft, Abteilung Berlin, zu Ehren des berühmt gewordenen Afrikaforschers an dessen Geburtstage am letzten Sonnabend im Saale der Philharmonie zu Berlin veranstaltet hatte, gesungen wurden, entnehmen wir die nachfolgenden zwei, die wegen ihrer Originellität [so!] besonders gefallen dürften."

Wir hoffen im Gegenteil, daß diese Produkte, die weder Humor noch Bildung noch Gesittung atmen, nur sehr wenigen gefallen haben. R

Zur Besprechung eingesandte Bücher

Perthes, Handlexikon für evangelische Theologen. 13. 14. 15. Lieferung. Gotha, Perthes. Je 1 Mk.
Carus, The ethical Problem. Chicago. The open court publishing company. Preis?
Lasson, Sint ut sunt. Fünf Thesen für das alte Gymnasium wider die Neuerer. Berlin, Walther und Apolant. 1,50 Mk.
Neugeboren, Eingrußpredigt in der Blumenauer- und Spitalskirche zu Kronstadt gehalten. 10 Pfge.
Geschichte des evangelischen Kirchspiels Krotoschin. Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens desselben am 1. Juni 1890. Selbstverlag des Gemeindekirchenrats.
Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, herausgegeben von Rudolph Kögel, Wilhelm Baur und Emil Frommel. 1891. Bremen und Leipzig, Müller. 4 Mk.
Marshall, Königstöchter. Eine Erzählung. Ins Deutsche übertragen von Morgenstern. Bremen, Heinsius. 3 Mk.
Peter, Das Priestererbe. Roman. Leipzig, Selbstverlag des Verfassers, für den Buchhandel zu beziehen durch Karl Braun. 4 Mk.
v. Cölln, Bilder aus Ostafrika. Leipzig, Wallmann. 20 Pfge.
Alcock, Die Schüler der ewigen Stadt. Uebersetzt von Klee. Anklam, Schmidt. 3 Mk.
Rundle-Charles, Drei Märtyrer des neunzehnten Jahrhunderts. Uebersetzt von Klee. Ebenda. 3 Mk.
Wetherell, Queechy. Ein amerikanisches Farmleben. Uebersetzt von Ranisch. Ebenda. 4,50 Mk.
Jost, Das Wort des Kaisers. Leipzig-Reudnitz, Schmidt. 172 S. Preis?
Wirken des heiligen Geistes auf den Lofoteninseln. Von einer Pfarrfrau. Aus dem Norwegischen übersetzt. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1,50 Mk.
Robertson, Religiöse Reden. In deutscher Uebersetzung mit einem Vorwort von D. Adolf Harnack. Leipzig, Hinrichs. 3 Mk.
Seeger, Ich preise Deine Gerechtigkeit allein! Predigten und Schriftbetrachtungen. Neukirchen bei Mörs, Buchhandlung des Erziehungsvereins. 4 Mk.
Ebeling, Handreichung für Kindergottesdienste. 25 Unterredungen über Sonntagsevangelien. Leipzig, Hinrichs. 2,40 Mk.

Fortsetzung in nächster Nummer.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Fritz Borstell's Lesezirkel,
verbunden mit der
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.
Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.
Lager über 500,000 Bände.
Jahres-Abonnement für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:

4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände	100 Bände
30 ℳ	40 ℳ	50 ℳ	75 ℳ	125 ℳ	200 ℳ

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Havana-Cigaretten
mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.
Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franco für 2 Mk.
Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.
Referenz: Unterverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Cand. theol.,
ordin. **sucht** eine Stelle als **Hilfsprediger.** Offerten erbeten unter **S. E.** an die Expedition dieses Blattes.

Ein ganz **alleinstehendes** älteres, gebildetes **Mädchen sucht Stellung zur Führung des Haushaltes** bei einem einzelnen Herrn. Offerten unter **B. K.** an **Haasenstein & Vogler** (A. G.) **Weimar** erbeten.

In **August Neumanns** Verlag, **Fr. Lucas** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Das Lied
in der Kirche Gottes.
Ein Vortrag von R. Räder
Propst zu Goldingen.
8⁰ VIII. u. 34 S. Geh. 60 Pfge.

Stelle-Gesuch.
Pfarramtscandidat mit absolvirtem Seminarkursus **sucht** Stelle als Haus- oder Institutslehrer oder als Prädikant. Offerten sub **Goim** an die Expedition dieses Blattes.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:
Lutherdrucke auf d. Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523. Von A. v. Dommer. Preis brosch. ℳ 10.—.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:
Attarachus und Valeria.
Eine lyrische Erzählung aus der Studienmappe eines Bonner Studenten von Beatus Rhenanus. Brosch. M. 2.50, eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.—.
Alumneumserinnerungen
von einem alten Kreuzschüler (Gustav Wustmann). Ein Band klein 8⁰. Preis ℳ 1.50 in eleg. Halbfranz geb. ℳ 3.—
Geschichte der modernen Kunst. Von Adolf Rosenberg. 3 Bde. Preis für den Band 10 M. broschirt, in Lederhalbfranz gebunden M. 13.50.

Geburtstagsbuch

für alle Tage des Jahres.
Herausgegeben von Frauenhand (Frau Prof. T. Nickles).
Fünfte verbess. Auflage.
— Mit dem Bilde Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta Victoria —
in f Photogravure, sowie 4 prächtigen Helioptypien
Min.-Form. In eleg. Callicoband mit Goldschnitt M. 4.—.
R. Keather's Verlagsbuchhandlung in Berlin S.W.